

WALTER ROBERT CORTI

DAS ARCHIV  
FÜR GENETISCHE PHILOSOPHIE

H  
W

WALTER ROBERT CORTI

DAS ARCHIV  
FÜR GENETISCHE PHILOSOPHIE

Zur Biographie einer Bibliothek

BAUHÜTTE DER AKADEMIE  
ZÜRICH 1963

FÜR MAJA UND CARL BÄR-BROCKMANN

PH-52



1988.156

(6316)

Sonderabdruck aus «*Librarium*»,  
Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft  
5. Jahrgang, Hefte I und II 1962

«C'est une grande folie de vouloir être sage tout seul.»  
François La Rochefoucauld

#### Dübendorfer Anfänge (1910–1930)

Als «Archiv für genetische Philosophie» bezeichnen wir hier eine zunächst noch private Sammelstätte aller erreichbaren Dokumente zur Kategorialanalyse des Werdens – kein Periodicum also. Es verfügt heute über eine Bibliothek von mehr denn 15600 Titeln, eine Sammlung von gegen 500 Philosophenporträts und Darstellungen der Philosophie im Bilde; ferner über eine solche von Originalbriefen meist zeitgenössischer Denker. Seine gesamten Bestände sollen der geplanten und sich nun verwirklichenden Akademie eingebaut werden<sup>1</sup>.



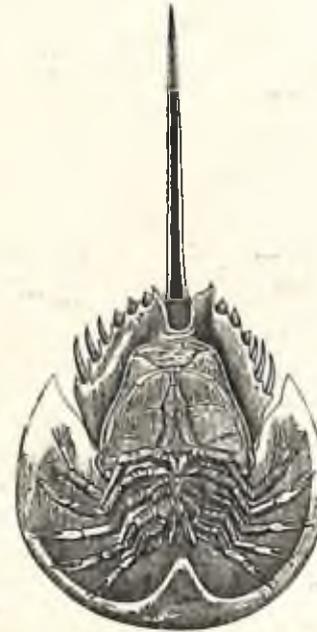
<sup>1</sup> Ein Signet des «Archiv». Gezeichnet von Georg Altmstedt.

<sup>1</sup> Vgl. «Plan der Akademie»; «Geschichte und Nachleben der antiken Akademie», Heft I der Dokumente der Akademie-Planung (1956), «Plan der Akademie», Der Bogen, Heft 47, St. Gallen (3. Auflage); «Bericht über den Plan der Akademie», Schweizer Monatshefte, Juni 1960. «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi», Gute Schriften, Zürich 1955 (2. Auflage in Vorbereitung). Darin das Kapitel: «Der Traum des Medizinstudenten». Ferner: «Die Platonische Akademie im Wandel der Geschichte und als Aufgabe unserer Zeit», Eranos-Jahrbuch, 1958.

Begonnen hat das alles sehr einfach und bescheiden; dieser Anfänge gedenken, heißt dem Glück einer behüteten, reichen Jugend danken. Und da sich die wesentlichen Werke dieser Bücherei mit dem Werden der Dinge beschäftigen, mag nun auch ihr eigenes Werden seine Schilderung erfahren. Es ist gut, daß der Mensch nicht schon in seinen allerersten Jahren lesen lernt – er lernt es vielleicht überhaupt viel zu früh. So aber bleibt er zunächst ganz auf seine Sinne angewiesen und baut sich seine Begriffe aus dem primären Begreifen. Er muß noch alles selber schauen und berühren, hören, riechen und schmecken, es denkt und erlebt noch nicht ein anderer für ihn. Hat er dann einmal die Welt des Wortes erobert, so beginnt ihn diese bald gründlich genug selber zu beherrschen. Das Wort lernt sich leichter als die Sache; wer glaubt, mit dem Wort die Sache zu haben, gerät in mancherlei Täuschung. Das vermeinte ich früh zu durchschauen und nährte ein zähes, vielschichtiges Mißtrauen gegen das Wort und alle Wortmächtigen. Aber ein Buch über den homo loquens, das diese erregenden Beziehungen zwischen Wort und Ding wünschbar gründlich abklärte, fand sich nicht.

Das Haus der Eltern lag an der Dübendorfer Glatt, inmitten eines herrlichen Gartens, umwachsen von Birken, Eichen, Linden und Tannen. Ging der Winter, fing das Blühen an, vom weißen Schneeglöcklein zum fallenden Goldregen, Flieder, Rittersporn, den hohen Sonnenblumen, Rosen und Rosen, bis zu den Herbstbeeten der Astern. Mein Vater war Chemiker und baute sich eine prachtvolle Kollektion von Nachtfaltern auf. Die Erforschung der Na-

tur bildete unsere Lebensluft. So brachte er auch dem Sammeleifer seiner drei Buben das förderlichste Verständnis entgegen. Ich selber trug mit den Jahren ein kleines naturgeschichtliches «Museum» zusammen, wo neben dem Fuchsschädel ein Seeigel lag, neben der weinroten Fächerkoralle ein dräuendes Haigebiß. Die Krönung der weihnachtlichen Gaben bestand stets in solchen Gebilden der Natur: einmal waren es Schafembryonen in Spiritus, Goldwespen und mikroskopische Präparate, Bälge tropischer Vögel und ein veritabler Pfeilschwanzkreb



<sup>2</sup> Der «Pfeilstierz», horseshoe crab, *Limulus*, Molluskenkreb. Aus den «Abbildungen zu Oken's allgemeiner Naturgeschichte», 1843. Tafel XX.

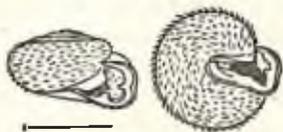
(Abb. 2); einmal gar der guterhaltene Oberschenkelknochen eines alten Alemanen aus dem Zürcher Oberland. Manches wurde seither verschenkt, anderes ging verloren, aber das meiste ist noch da. Auch von den Büchern der Kindheit<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Vgl. aus dem «Heimatsbuch Dübendorf»: «Dort, wo die Erlen stehen...», 1948; «Glück mit Käfern und Schmetterlingen», 1953; «Heimkehr ins Eigentliche», 1957; «Die größere Schule», 1961.

Die Dinge und ihre Wirkungen bezauberten mein Gemüt: das bewegliche Wasser, das heiße Feuer, die Galläpfel an den Eichenblättern, die Wasserwanzen, die Flugsamen des Löwenzahns, die springenden Forellen am Wehr, die abendlich im Lindenbaum singende Amsel. Das alles war nicht nur wie im Märchen, sondern das große alldurchdringende Märchen selbst. Unser Haus stand mit allen Weiten in Verbindung, solches bewiesen allein schon die Briefmarken aus Sansibar, Mexiko und Australien. Die Wolken wanderten gewiß in fremde Länder, und die Glatt fließt nachweisbar in den Rhein und mit diesem ins Meer. In der Nacht tat sich das Fenster zu den fernen Sternen auf, immer wirkte der Mond wie ein unausdeutbares Rätsel. Alle die Dinge standen am Anfang des Erlebens und im Aufgang des Verwunders, nie das Wort. Dieses kam erst später, blieb bloßes Zeichen für die Sache, lebte nur von dieser und genügte nie sich selbst. Hartnäckig fragte ich meinen Vater, warum denn nun die reale Kastanie Kastanie heiße, wer ihr diesen Namen gegeben habe und weshalb. Ist denn der Esel wirklich ein Esel oder heißt man ihn nur so, und dabei ist er vielleicht gar keiner?! Wie weit zurück liegen doch solche frühen Überlegungen, die einer ersten Begegnung mit dem platonischen Dialog «Kratylos» lange vorausgingen.

Eine treue Erinnerung hält den unbehaglichen Zweifel fest, mit dem ich die Eltern oder Brüder beobachtete, wenn sie lasen. So, wenn Vater mit einem der grünen Meyerschen Klassiker im Garten saß. Es schien mir höchst ungewiß, ob die Massen schwarzer Zeichen auf den Blättern und Zeitungen tatsächlich so viel des Bedeutsamen enthalten konnten, daß sie den Vater vom doch gewiß allein wesentlichen Umgang mit den wirklichen Dingen abhielten. Er schien sie aber über seinem Buche zu vergessen, das reizte meine Neugierde und Eifersucht zugleich. Bis zur zornigen Ermattung starrte ich auf die Seiten einer Erstausgabe der «Buddenbrooks», in der Mutter las; die Zeilen tanz-

ten vor den Augen, aber sie ließen sich nicht zum Reden bringen. Bücher bedeuteten eben zunächst Bilder. Einmal geweckt, blieb mein Interesse am Bildbeschauen bis heute unersättlich. Ein Buch ohne Bilder war schlechterdings kein Buch. Bilder bewährten meist etwas weniger von den Dingen als die sie beschreibenden Worte, aber es gab auch Fälle, die umgekehrt lagen (Abb. 3): Die



3 *Isognomostona personatum* (Lamarck). Gehäuse gedrückt kugelig, ziemlich lang behaart, bedeckt genabelt; Mündungswand mit zahnartiger Leiste. Breite 11 mm, Höhe 6 mm; in Wäldern unter Steinen und morschem Holz. Aus Paul Brodmer: «Fauna von Deutschland». Quelle & Meyer, 7. Auflage, 1953.

Hainschnirkelschnecke, die Clausilia, die Cyclostoma der Schneckenfarbtafel im «Brehm» besaß ich alle in meinen Zündholzschächtelchen. Fraglos waren sie in natura unendlich schöner als auf den Abbildungen. Aber was gab es da alles, was wir nicht besaßen! Und so weckten die Bilder den Hunger, den von ihnen geschilderten, noch unbekanntem Dingen einmal auch wirklich zu begegnen und sie möglichst dem Museum einzuverleiben. Von nun an sah ich mit berauschter Sehnsucht all die schweren Bände in Vaters Bibliothek auf Illustrationen durch, die «Wunder der Natur», das schwarzübrückige Meyersche Lexikon, die vielen Kosmosbändchen mit den einprägsamen Farbtitelblättern (Abb. 13/14), das «Pflanzenleben» Anton Kerners von Marilaun, die Folianten «Weltall und Menschheit», Konrad Günthers «Vom Urtier zum Menschen» und die beiden Wälzer «Der Mensch» von Johannes Ranke. Die letzten beiden Werke haben wesentlich dazu beigetragen, daß ich später Medizin studierte.

Eigentlich sollte ja das Museum doch auch einen ganzen Menschen enthalten, nicht nur den Wurmfortsatz eines solchen in Alkohol, nicht nur einen Oberschenkel-

knochen. Indessen war das keineswegs so einfach. Auch Carl Ernst von Baer hatte seine Not, für das Petersburger Museum einen Armenierschädel zu bekommen, und schrieb diesbezüglich einige höchst verfängliche Briefe: «Kannst Du nicht Deinen Einfluß anwenden, um uns bei vorkommenden Gelegenheiten Schädel zu verschaffen...» – «Seydlitz schreibt mir, daß ein berühmter Awarer-Kopf in Tiflis in Spiritus liegen soll... Hölle und Teufel, den möchte ich haben! Was macht ihr denn mit ihm? Er ist ja tot und da braucht man ihn nicht gefangen zu halten.» – «Ich denke, wenn ich Dir schreibe: Lasse ein paar Armenier hängen – so wirst Du sie doch nicht gleich hängen lassen<sup>3</sup>.» Wenn also keinen ganzen Menschen, dann doch einen Affen. Ich hörte, daß meine Tante in Winterthur zwei südamerikanische Pinseläffchen hielt; dies war nun so eine «vorkommende Gelegenheit»: flugs schrieb ich die diesbezügliche Anregung und erhielt auf noch vorhandener Karte umgehend folgende Antwort: «Sehr geehrter Herr Professor! Wir verwahren uns energisch gegen die ungeheuerlichen Zumutungen, die Sie an unsere sterbliche Hülle stellen. Vorläufig befinden wir uns bei vorzüglicher Gesundheit und raten Ihnen, nicht in unsere Nähe zu kommen, da wir scharfe Krallen und gute Zähne haben. Mit aller Hochachtung – Gritli und Fips.» Nach dieser Enttäuschung rechnete ich mich kurzentschlossen vorerst einmal selber zum Museum.

Es begann mit Bilderbüchern, Märchen, Pestalozzikalendern, Kinderfibeln, «Münchener Bilderbogen» und Anleitungen zum Bestimmen von Schnecken, Wanzen und Libellen. Es begann mit den Bildern, mit der lieblichen Zumutung der «Wurzelkinder» Sibylle von Olfers', dem ganz und gar gräßlichen «Struwelpeter» Heinrich Hoffmanns, den ich nur mit Grauen studierte und hassend ablehnte. Daneben aber haben

<sup>3</sup> Vgl. «Der Naturforscher», herausgegeben von Walther Schoenichen, Berlin, II. Jahrgang 1925/26: Dr. Exner: «Die wissenschaftlichen Nöte des Anthropologen Carl Ernst von Baer.»

mich die geheimnisvollen Bücher des Thurgauer Malerpoeten Ernst Kreidolf mit ihrer anthropomorph-mystischen Ausdeutung von Pflanze und Tier tief beschäftigt. Heiße Liebe traf die «Münchener Bilderbogen» (Abb. 6), die herrlich wirkenden Illustrationen der Grimmschen Märchen von P. Grot, Johann und L. Leinweber (Abb. 8), die Farbbilder zu «Tausendundeiner Nacht». Hier wurde von einer Welt erzählt, die es gar nicht gab, nie geben konnte oder geben durfte. Sonst müßte man ihr ebenso in Dübendorf begegnen. Und doch war sie schön wie die schmeichelnde Musik einer Spieldose, verzauberte wie mit inneren Zuckern das Gemüt. Wenn Vater seine eigenen schönen Märchen erzählte, fragte ich ihn, ob es auch wahr sei. Ist es wahr, was die Bibel berichtet, Homer und Miguel de Cervantes Saavedra? Oder ist das alles nur erfunden? Sind nicht die meisten Bücher von Dichtern geschrieben, von denen Nietzsche sagt, sie lügen zu viel? Müßte man sich deshalb nicht zeitig vor ihnen in acht nehmen, damit sie uns nicht von der wahren Wirklichkeit abziehen in ihre Welt des schönen Scheins? Ich erinnere mich noch, wie ich viel später über den Versen Schillers stutzte:

«Was sich nie und nirgends hat begeben,  
Das allein veraltet nie.»

Das Erfundene also? Oder trägt allein nur die Barke des Wortes Vergehendes ins Ewige? Verweht das Wort nicht auch, dieser flatus vocis, wie der Mund zerfällt? Was wäre das Buch ohne Leser, was nützen Bibliotheken in der kommenden Vereisung der Welt? (Abb. 13.) Daß alles sich verändert, zerbricht und zerfällt, daß alles Hiesige unter dem Gesetz des Werdens und Vergehens steht, das wurde mir früh genug bewußt. In Andersens Märchen «Das alte Haus» sagen die Wände:

«Vergoldung vergeht,  
Aber Schweinsleder besteht.»

Nein, so lautete die bittere Einsicht schon damals – nicht einmal Schweinsleder.

Es kam die Zeit, da ich selber lesen lernte.

Vor mir liegt die einstige Zürcher Fibel der Dübendorfer Primarschule im bunten Rahmen kerniger Zeichnungen und der so schwer nachahmlichen, unerreichbar vorbildlichen Schrift:

*Hans ist ein Hirt.  
Er hat ein Horn.  
Hallo hallo ein Hase.  
Eile Ami eile.*

4 Aus der «Zürcher Fibel» von Willibald Klinker, mit Bildern von Hans Witzig, Zürich 1915.

Geht dies nicht allen so, nach dem Mittag des Lebens, daß sie von ihren frühen, ersten Büchern machtvoll wieder heimgetragen werden, in «die verschüttete Gottesstadt der Kindheit», von der Jean Paul spricht? Die ganze Rasselklasse von damals taucht auf, wie sie vor den schwarzen Schiefertafeln sitzt, mit den unentwegt zerbrechenden Griffeln, das Husten und Scharren, Wärme und leichter Stallgeruch im Zimmer, der so leicht erzwirnte, beschmauzte Lehrer und die kleine ABC-Schützin Klara Glückler, die nun mühsam mit den Fingern buchstabiert:

«Paul ist der Puu-pen-dok-tor;  
er schaut nach der kran-ken Puu-pe.  
Er gibt Pil-len und Pü- Pül-ver-chen.»

Einmal begriffen, immer begriffen. Nun beginnen die Bücher alle zu raunen, zu wispern, zu reden, zu drohen, zu schreien, zu lispeln, zu betören, zu lächeln und zu lachen. Jetzt steht da beim einzigen Wilhelm Busch unter den köstlichen Zeichnungen tatsächlich und völlig unmißverständlich:

«In der Kammer, still und dunkel,  
ruht die Tante bei dem Onkel.»

Oder:

«Schön ist es auch anderswo,  
Und hier bin ich so wie so» –

was eine Freundin die beste Definition der romantischen Seelenverfassung nennt. Nun ist kein Halten mehr. Man lernt ja das Schwimmen nur, um dann auch recht frei-

Big zu schwimmen. Keines der bislang im Elternhaus entdeckten Bücher enthielt so geheimnisvoll aufregende Bilder wie die zweibändige «Prachtausgabe» von Goethes Werken aus Mutters Mädchenjahren. Und zwar natürlich in vorderster Linie der «Faust» (Abb. 11/12). Zunächst las ich nur die Bildunterschriften und wußte sie bald alle auswendig. «Da seid Ihr auf der rechten Spur.» «Nur frisch hinunter! Immer zu!» «Hilf! Rette mich vor Schmach und Tod!» «Was weben sie dort um den Rabenstein?» So geschah mählich die Eroberung des ganzen Textes erst vom Bild aus. Ganz besonders mystisch stimmten die Hinweise in Kleindruck und Klammern: «(von innen)», «(in Kreisbewegung sich nähernd)». Wenn da stand: «(wie oben)», so konnte das gewiß nur heißen, daß die Stimme von der Höhe her kam. Als ich dann später den ganzen Text von vorn bis hinten durchnahm, begegneten lauter bekannte Passagen. Manches las ich mir laut vor, mit dem Kanarienvogel Hansi als einzigem Zuhörer, so das Lied des Lynceus, so das Lied der Soldaten vor dem Tore:

«Kühn ist das Mühlen,  
Herrlich der Lohn!  
Und die Soldaten  
Ziehen davon.»

Hörte man ihre Schritte nicht gedämpft verhallen, wie sie da so davonziehen? Da war

ein neues Staunen. Mit diesen seltsamsten aller Bauklötzchen, den Wörtern, ließ sich ja offenbar das Wunderbarste basteln! Hier im «Faust» öffnete sich überall die geheime Magie des Wortes, die Wahrheit des Schönen. Stammte sie vielleicht doch nicht allein nur von den Dingen her? Spielte mit ihr noch eine andere Kraft als die Natur, sprach sich ein innerer «Geist» durch sie aus? Mündet die Geist-Natur selbst im Mund des Menschen? Mit solchem Grübeln befand ich mich, ohne es zu wissen, schon tief in der Philosophie. Und plötzlich gab es Stellen, die den hellen Schrecken mitten ins unvorbereitete Herz trugen, wie Feuer ins Dach:

«Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.  
Wie sie mich binden und packen!  
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.  
Schon zuckt nach jedem Nacken  
Die Schärfe, die nach meinem zückt.  
Stumm liegt die Welt wie das Grab!»

Fühlt ich's nicht selbst im Nacken, den kalten Tod des herabsausenden Beiles, und was konnte der nächste grauenvolle Vers anderes besagen, als daß die farbenseelige Welt nun ausgelöscht ist, für immer? Für solche Funde gab es keine Reife, keinen Schutz und keine Vorbereitung. Wissen die Eltern auch immer gründlich, was sie ihren Kindern zu lesen geben, und verbergen sie auch verlässlich, was sie ihnen vorenthalten wollen? Der Maler Ludwig Richter zählt doch

#### LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN ACHT BILDSEITEN

5 Aus Julius Lerche: «Die Gründorfer», mit den prächtig kolorierten Holzschnitten Fritz Langs im Geiste des Jugendstils, Stuttgart o. J.

6 Die «Frosch-Soirée» von M. Mandel, 1889. Handkoloriert. Aus den «Münchener Bilderbogen», Band 42.

7 Aus «Fitzebutze». Allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Erstmals 1900 erschienen, später bei Hermann Schaffstein in Köln. Illustration zu «Die Reise», S. 29.

8 «In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat...», so fängt das Grimmsche Märchen vom «Froschkönig» an, und so illustrierte es der faszinierende Künstler P. Grot in der Säkularausgabe der Kin-

der- und Hausmärchen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, ohne Jahr.

9 «Don Quichote phantasiert von den Gestalten der Ritterromane.» Zeichnung von Gustave Doré in der Jubiläums-Prachtausgabe der Übersetzung von Ludwig Tieck. Verlag W. Herlet, Berlin o. J.

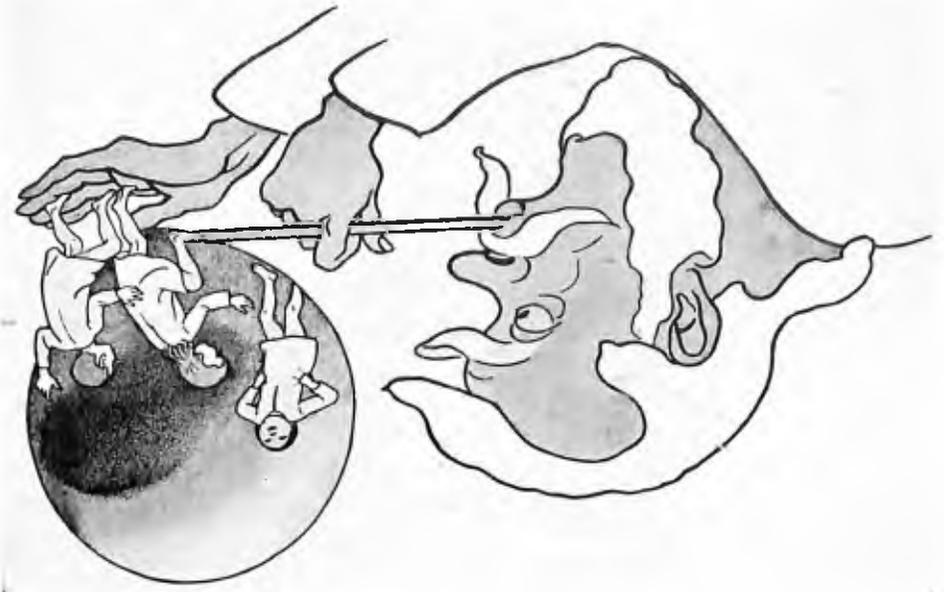
10 Sophie Wörishöffer: «Robert der Schiffsjunge», Velhagen & Klasing (die 14. Auflage, 1926). Robert findet Mohrs Leiche.

11/12 Aus: «Goethes Werke», Berlin o. J. (wohl um 1900). Die Zeichnungen stammen von Ludwig Berwald.

13 Das zweite der 1904 erstmals erschienenen Kosmosbändchen. So stellte man sich damals das Ende der Welt durch ihre totale Auskühlung vor.

14 Dieses Bändchen erschien 1914.







Don Quijote phantasiert von den Gestalten der Ritterromane



Robert findet Nohis Leiche.



Die Beise. „Nur frisch hinunter! Nummer 30!“



Wesen im Chor. Die Wesen zu dem Menschen...



# WEITUNTERGANG

DR. M. WILH. MEYER

# Warum wir sterben

von Dr. Alex. Lipschütz



KOSMOS Gesellschaft der Naturfreunde  
 Francksche Verlagsbuchhandlung  
 Stuttgart  
 M 1.-  
 KI. 20h, öW

gewiß zu den harmlosesten Künstlern des späten Biedermeier, lauter trautes Heim von Wandsbeck, brave Kinder, brave Eltern beim Kartoffeleßen, aber in seinen «Lebenserinnerungen» schildert er auch das Dresden des Kriegsjahres 1813. Da stand zu lesen: «... wo täglich die Gestorbenen, ganz entkleidet, aus den Fenstern herabgeworfen und große Leiterwagen bis obenherauf damit angefüllt wurden. Zum Entsetzen schrecklich sah eine solche Ladung aus, wo die abgezehrten Arme, Beine, Köpfe und Körper herausstarrten, während die Fuhrleute auf diesem Knäuel herumtraten...» Auch die Grimmschen Märchen waren keineswegs nur harmlos; die himmelschreiende Niedertracht der beiden Igel vor dem armen Hasen beschämt mich heute noch. Schreckliches fand sich selbst bei Wilhelm Busch und in den «Münchner Bilderbogen». Sogar der enigmatische «Fitzebutze» von Paula und Richard Dehmel, von Kreidolf großartig illustriert, besaß seine Untiefen (Abb. 7). Schon die Sprache machte Mühe – jedenfalls war das kein Schweizerdeutsch:

«Pst, sagt Hater, Fitzebott  
 war einmal ein lieber Dott,  
 der auf einem Thule saß  
 und sebratne Messen aß;  
 huh! –»

Später einmal lernte ich den Verleger Hermann Schaffstein kennen, plauderte mit ihm über den «Fitzebutze», erhielt eine von Dehmel geschriebene Karte, dann las ich den ganzen Dehmel, wußte sein «Lied an meinen Sohn» auswendig, das schöne Gedicht «Die Verhüllten», las seine Biographien, las mich weiter und über ihn hinaus...

So erschloß sich inmitten der großen Welt der Dinge die große Welt des Buches. Wir Buben wurden angehalten, die Korallen, Schmetterlinge und Schneckenhäuschen sorgfältig zu behandeln. Das übertrug sich nun ganz selbstverständlich auf die Bücher. Auch sie waren kostbar, wenn auch vielleicht doch noch nicht so kostbar wie ein wirkliches Froschskelett. Aber nun mehrten sich auf Weihnachten, auf Ostern die ge-

druckten Geschenke; ich nannte bald das erste Büchergestell mein eigen. Noch galt es mit den Brüdern zu teilen, dann sanken mehr und mehr wenigstens die Kinderbücher in meinen Bezirk. «Heidi», «Onkel Toms Hütte», die wonnigen «Gründorfer» von Julius Lerche (Abb. 5), die Märchen von Andersen, von Hauff, «Nils Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen», «Robinson Crusoe», der Münchhausen, «Lederstrumpf», Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums, die betörenden «Märchen aus Tausendundeiner Nacht». Mit der Schilderung meiner Beziehungen zu den Märchen wage ich schon gar nicht zu beginnen. Aber es war stets eine Stunde der Dankbarkeit zu ihnen hin und ins Vergangene hinein, wenn im Pestalozzidorf auf Wunsch der Kinder eines ihrer Häuser auf einen Märchenhelden getauft wurde: die Griechen haben ihr Haus «Argonautes», die Italiener ihr «Pinocchio» nach Carlo Collodi und «Cuore» nach Edmondo de Amicis; das Ungarnheim «Kukoricza Jancsi» ist nach einer Märchenfigur Sandor Petöfis und das «Jukola» der Finnen nach dem Haus der verwaisten Kinder in Aleksis Kivis Roman «Die sieben Brüder» benannt. Das entsprach der Gesinnung und Gesittung des Elternhauses, es gibt kein wirklich «Fremdes», das Nationale ist der Zufall, über allen Menschen leuchten dieselben Sterne, das Gute findet sich überall.

Es war einer von Vaters entscheidenden Hinweisen, doch bei allen Autoren einmal im Lexikon nachzuschlagen. So erkannte ich früh, daß die meisten Jugendbücher gar nicht für die Jugend gedacht waren, sondern nur vereinfachte Ausgaben großer Werke der Weltliteratur bilden. Den «Don Quichote» las ich schon als Bub nur ungekürzt in der Übersetzung von Ludwig Tieck, illustriert von Gustave Doré (Abb. 9). Allmählich begannen die vielen grünen Bände der Meyerschen Klassiker zu leben, ebenso der rot eingebundene Conrad Ferdinand Meyer aus dem Haessel-Verlag. Ich erhielt die gesammelten Werke von E. T. A. Hoffmann,

die Bong-Ausgabe Gottfried Kellers, die erste dreibändige Ausgabe Richard Dehmels. Wenn der «Fitzebutze» mit diesem kosmischen Erotiker zusammenhing, gehörte er mit zu seinem Werke, also bewahrte ich mir alles sorglich auf. Wie immer sich auch noch die Geschicke des «Archives» gestalten mögen, ich hoffe nicht, daß dieser Bücherhumus dereinst einmal wegen Raumsorgen ausgeschieden werden muß. Vorläufig räubern meine eigenen vier Kinder fleißig in diesem Sektor und tragen, was ihnen wieder teuer ist, in ihre Bücherecken. Sie studieren die Berge der frühen «Fliegenden Blätter», entdecken darin die Erstdrucke von Busch und Oberländer. Es ist viel Neues dazugekommen, Verlorenes versuchte ich zäh, und oft auch bisher vergeblich, wieder zu beschaffen<sup>4</sup>.

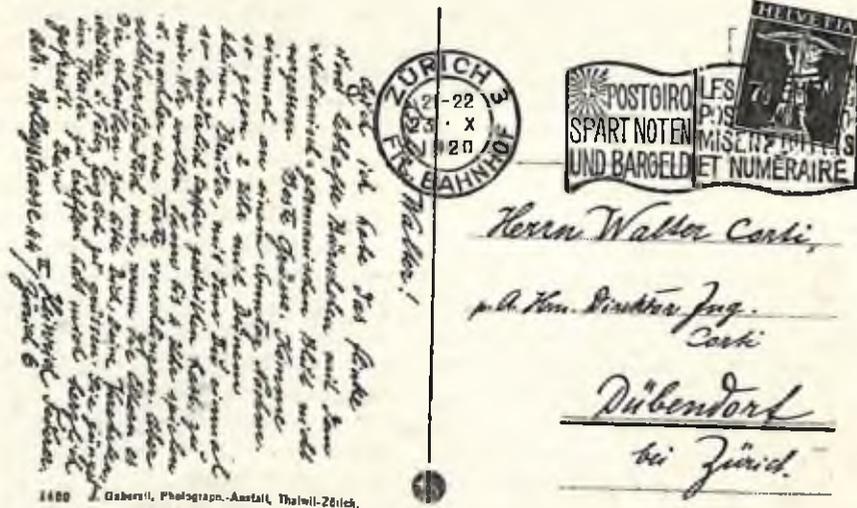
wie Dübendorf am gleichen heimatlichen Fluß, in Zürich wurde ich geboren; diese freie Stadt hat mein ganzes Leben bestimmt. Keller hat mich manchen Adel des Schauens gelehrt, ohne zu schwärmen, ohne die Erde zu verlieren. Tief aufatmend fand ich einst die mächtige Stelle: «Denn Gott schien mir nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit.» Dazu kehrte ich oft zurück, wenn ich in den modischen Verwickeltheiten der zeitgenössischen Theologen nicht mehr ein und aus wußte, so sie Natur und Gnade auseinanderrissen, als hätten sie von Gott selbst dazu die Order erhalten. Im «Grünen Heinrich», im Kapitel «Der gefrorne Christ», tauchte erstmals auch Angelus Silesius auf und führte dann zu Hegel hin:

ter, und ich versuchte, dieser mächtigen Gedanken, oft vergeblich genug, Herr zu werden:

«Was Gott ist, weiß man nicht:  
Er ist nicht Licht, nicht Geist,  
Nicht Wahrheit, Einheit, Eins,  
nicht was man Gottheit heißt,  
Nicht Weisheit, nicht Verstand,  
nicht Liebe, Wille, Güte,  
Kein Ding, kein Unding auch,  
kein Wesen, kein Gemüte:  
Er ist, was ich und du  
und keine Kreatur,  
Eh' wir geworden sind,  
was Er ist, nie erfuhr.»

Indessen schwammen wir keineswegs nur in den meerleuchtenden Wogen der Klassiker. Ergriffen las ich Emanuel Stickelbergers «Hans Waldmanns letzte Tage» und Adolf Vögtlins «Der Scharfrichter von Eger», eine düstere Novelle, die Goethes Allmenschlichkeit beglückend nahe bringt. Zu den Hausheiligen gehörte auch Heinrich Federer, dem wir freundschaftlich nahestanden und den ich im Schauspielhaus zuletzt nochmals in einem furchtbaren Asthmaanfall sah; man spielte Ibsens «Wenn wir Toten erwachen». Bald darauf starb dieser franziskanische Verklärer alles Geschöpflichen (Abb. 15). Aber selbstverständlich verschlangen wir auch Machwerke, die zum berühmten «Elend unserer Jugendliteratur» zählen<sup>5</sup>. Nicht Karl May hieß der Favorit, sondern S. Wörishöffer. Von ihm wurden atemlos die wilden, männlichen Abenteuerromane verschlungen: «Kreuz und quer durch Indien», «Lionel Forster», das «Naturforscherschiff» und vor allem, mächtig bewundert, «Robert der Schiffsjunge», die

Geschichte des weitenhungrigen Sohnes eines kleinen Schneiders im holsteinischen Pinneberg. Dieser hatte es mir ganz besonders angetan, und seine Geschichte mit der Erzählung des unglücklichen Mohr (Abb. 10) erschien als die Krone aller Erzählungskunst. Da wird er von seinem Säuferversüßer wegen der väterlichen Zunft gehänselt: «Es tranken ihrer neunzig, Und neunmahlhundertneunzig – Aus einem Fingerhut.» Solches klang fast ebenso markig-männlich wie unser altes Arbeitslied beim Erbauen von Hütten und Windmühlen: «Zippi zappi Fellerma, Am Donnerstag kommt die Lina, Von Bergeschтина.» Nach Jahren wollte ich meinen Augen nicht trauen, als ich las, daß unser Heldenautor



15 Eine Karte von Heinrich Federer, die Alter hat er verwechselt, ich war und blieb der jüngste der Brüder. Mein Vater verfaßte seine Doktordissertation unter dem Chemiker Adolf von Bayer in München 1899. In der Bolleystraße schrieb Federer seine bittersüßen Erinnerungen «Am Fenster».

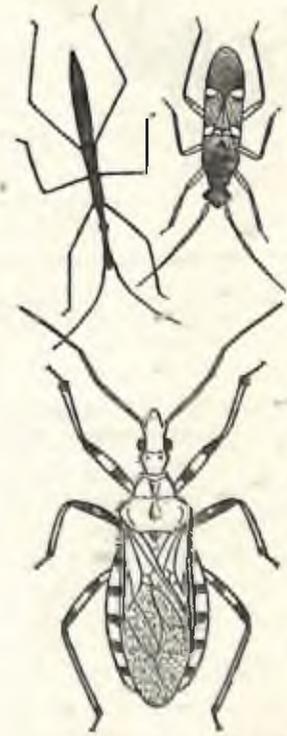
Zu den großen Formern gehörte Meister Gottfried. Was der grüne Heinrich erzählte, sah ich leibhaft vor Augen. Glattfelden liegt

<sup>4</sup> Bis heute gelang es nicht, den Autor eines naturwissenschaftlichen Fragebuches «Warum und Weil» (wohl um 1900?) zu eruieren. Dann blieb alle Mühe, den Band 45 der «Münchner Bilderbogen» zu erwischen, erfolglos.

«Ich weiß, daß ohne mich  
Gott nicht ein Nu kann leben,  
Werd' ich zunicht', Er muß  
vor Not den Geist aufgeben.»

An dieser Knacknuß biß ich meine jungen Zähne aus, ahnungsvoll des süßen Kernes, den sie barg. Der «Cherubinische Wandersmann» blieb ein treuer, mystischer Beglei-

<sup>5</sup> Titel eines kämpferischen Buches (1896) von Heinrich Wolgast; in 7. Auflage bei Ernst Wunderlich in Worms (1950). Neuerdings erfreuen sich die Kinder- und Jugendbücher steigender Beachtung. Mit zu den schönsten Dokumenten solcher liebe- und geistvoller Mühe gehört Paul Hazards «Les livres, les enfants et les hommes» (1949); charmant übersetzt von Harriet Wegner und mit einem Vorwort von Erich Kästner seit 1952 auch deutsch.



16 Drei Abbildungen aus A.C. Jensen-Haarup: «Tæger», København 1912. *Systellonotus triguttatus* Linn. *Hydrometra stagnorum* Linn. und *Harpactor annulatus* Linn., Wanzen auch unserer Gegend.

und Abgott eine Dame war, Sophie mit Namen. Sie wurde 1838 in Pinneberg als Tochter eines Advokaten geboren und starb nach einem schreibefleißigen Leben zu Altona, 1890.

Von allem Anfang blieben aber doch die Einführungen in die Naturwissenschaften im Vordergrund. Bruno H. Bürgels, des deutschen Flammarien, «Aus fernen Welten» erhielt ich auf Weihnachten 1926 und



17 Forels Exlibris in meinem Exemplar von Franz Xaver Fiebers «Die europäischen Hemiptera», Wien 1861.

las es bis Neujahr mit Erkenntnischauern ohnegleichen durch. Nun erfuhr ich Genaueres über Sonne, Mond und Sterne, über die Weiten und Tiefen des Weltalls. Nach dem Studium dieses Buches schien mir mein Leben zwar nicht wie verwandelt, wohl aber in seinen Grundhaltungen befestigt. Nun vermochte ich Kants «Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels» zu lesen, dem mehr und mehr die großen Werke der Philosophie folgen sollten. Einen beglückenden Reichtum schütteten die kleinen Kosmos-Bändchen aus, von denen jährlich vier ins Haus kamen. Hier begegneten wir den meisterlichen Schriftstellern Wil-

helm Bölsche, Fritz Kahn, Adolf Koelsch, Kurt Floerike und dem Urania-Meyer. Mit solch einem Heftchen in der sommerlichen Wiese zu liegen und sich durch alle Wunder des Seins führen zu lassen, bedeutete lauter Seligkeit. Für die Insektensammlung bekam ich R. Tümpels «Geradflügler Mitteleuropas», Eisenach 1901 (Libellen, Eintagsfliegen, Holzläuse, Ohrwürmer, Schaben, Heuschrecken und Grillen). Schwierigkeiten machte hingegen ein Bestimmungsbuch für Wanzen, meine erklärten Lieblinge. Der alte «Fieber» vom Jahre 1861 («Die europäischen Hemiptera») ließ sich nicht aufreiben. Da schenkte mir Vater das dänische Werk von A. C. Jensen-Haarup: «Tæger», København 1912 (Abb. 16). Es trägt die damalige Bibliotheksnummer 20 neben der heutigen 2537. Über dem Text zerbrach ich mir den Kopf. fand mich aber schließlich doch zurecht: Die Tæger sind «insekter med ufulstændige Forvandling, stikkende og sugende Munddele og – i fuldt udviklet Tilstand – med 2 Par Vinger, af hvilke det forreste Par...» usf. Um 1925 gab dann Wolfgang Stichel seine «Illustrierten Bestimmungstabellen der deutschen Wanzen» in Lieferungen heraus; ich gehörte zu den ersten Subskribenten und korrespondierte sogleich mit dem Gelehrten. Schon im August 1925 schrieb er mir aus Berlin ungemein herztärend: «Immer wieder sehe ich meinen Zukunftstraum, daß die Wanzenkunde zur Blüte gelange, langsam in Erfüllung gehen.» Damit dachte er auch an mich, dem solche Träume gleichermaßen an den Sinn des Seins rührten. Und wie mußte man leiden für die Wanzen! Kannte doch der Herr Omnes lediglich die eine und gemeine, welche die Kleinen von den Meinen so arg in Verruf bringen. Denn die Hemipteren sind und bleiben dem Kenner eine zauberhaft schöne Garde. Längst nach meines Vaters Tod fand ich dann endlich doch noch den alten Franz Xaver Fieber – ausgerechnet aus dem Nachlaß des großen Ameisenforschers Auguste Forel, mit seinen und seines Onkels Schriftzügen und dem wohlbekannten Exlibris (Abb. 17).

Bauchme Hals wehren we Nieren we 4  
Magen we Kopf we Man Nibt  
Brimmthmefel stut erin ein Borzo an han dopflein  
tuts feste und lang reiben bis dass das  
Schwefel ganz fein nirt und dann  
mus man Nieren fet nemen und  
dann das Nieren fet auch lang rei-  
ber dann war man das Nieren  
fet und das Schwefel zu Samen tut  
und feste reiben tut dann  
ist die Schwefel ralle fertig

18 Mein Rezept für Schwefelsalbe

Natürlich führte ich über alle meine Dinge eigenes Buch. So schön, wie es die Zürcher Fibel vormalte, gelang das Schreiben allerdings nicht. Noch sind einige Blättchen eines anatomischen Atlases erhalten, und so soll hier daraus doch wenigstens das Rezept zur Herstellung der wichtigen Schwefelsalbe zu Nutz und Frommen der Mitwelt gleich in Faksimile Mitteilung finden. Das Borzo-han dopflein war eben damals grammatikalisch schwer zu bewältigen; gemeint ist Porzellan.

Eine große Rolle spielte auch Ernst Haeckel. Nicht, dreimal nicht der mit Recht umstrittene Autor der «Welträtsel», aber der ideenreiche Zoologe und Forscher, der Verfasser des Radiolarienwerkes, der «Generellen Morphologie», der Reisebücher und der «Kunst-Formen der Natur» (Abb. 19/20). Später hörte ich so viel Abträglichen über diesen Mann, von Leuten, die nachweislich keine Zeile von ihm gelesen hatten. Aber schon die Wanzen lehrten mich früh, die Verleumder aus Unkenntnis nicht allzu ernst zu nehmen.

Am 11. Oktober 1925 nahm mich mein Vater mit in eine Veranstaltung des Lese-

zirkels Hottingen. Da hielt der jugendliche, temperamentvolle Vierziger Eduard Korrodi zum hundertsten Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers eine Rede. Sie war so klug und schön, daß ich gewiß kaum nur die Hälfte verstand; was aber hinriß, das war die Liebe, mit der er dem Werk des Dichters begegnete. So also konnte so einer mit den Haessel-Bänden umgehen! Ich kam mir als blutiger Anfänger vor und beschloß, gadeswegs noch einmal anzufangen. Er verglich die Urform des Gedichtes «Der römische Brunnen» vom Jahre 1866 mit der vollendeten Fassung. Dabei nannte er den Entwurf «gestümpert» – ich fand auch diesen schon höchst remarkabel! Zum ersten Mal fühlte ich auch auf dem Gebiet der Dichtung eine Führung durch einen kritischen Geist und nahm sie dankbar an. Der Argwohn gegen die Dichter begann sich zu legen. Ohne das Ding kein Wort. Aber die Dinge sprechen nicht, der Mensch allein spricht sie aus. Nur in der Wissenschaft dient das Wort lediglich zur nüchternen Bezeichnung der nie ganz aussprechbaren Dinge. Dort bleiben diese stets mehr als das Aussprechbare. Das Summende, Dunkle, Licht-

hungrige, Rauschende, Trinkende, Ästige, Borkige, Zellige, Schattige im Worte «Baum» kommt doch gewiß nur vom konkreten Baume her – das platonische Urbild schwamm noch im Nebel. Wer viel vom Baum weiß, dem wird auch das Wort Baum satt und reich vom Baum. Und so beginnt es eben ein Eigenleben in der Dichtung. Alle wissenschaftliche Beschreibung führt

Herrn Professor  
Dr. Conrad Keller  
 (Zürich)  
 freundlichst  
 Ernst Haeckel

19 Eine Widmung Ernst Haeckels. Der Thurgauer Conrad Keller (1848–1930) war Professor der Zoologie an der ETH, bekannt durch seine Forschungen über die Abstammung der Haustiere, väterlicher Förderer meines «Museums». Vgl. seine «Lebenserinnerungen», 1928.

nur wieder zu den Dingen hin, ein Drama verlangt seine Aufführung, ein Gedicht, daß es gesprochen oder gesungen wird, dann aber mag es einmal eines geben, das nur noch wie von ferne an die Welt erinnert und selig in sich selber ruht.

Zu den ersten philosophischen Schriften, die ich las, gehörten die Dialoge Platons, vor allem die «Apologie» und das «Gastmahl». Ich erstand sie mir während der Schulzeit im Landerziehungsheim Glarisegg in Reclam-Ausgaben bei Huber in Frauenfeld. Auch sie sind alle noch da. Das erste größere philosophische Werk, das ich gründlich und wiederholt studierte, war Friedrich Albert Langes «Geschichte des Materialismus», zwei blaue Bände, ebenfalls im Reclam-Format, auf die mich Eduard Fueter wies.

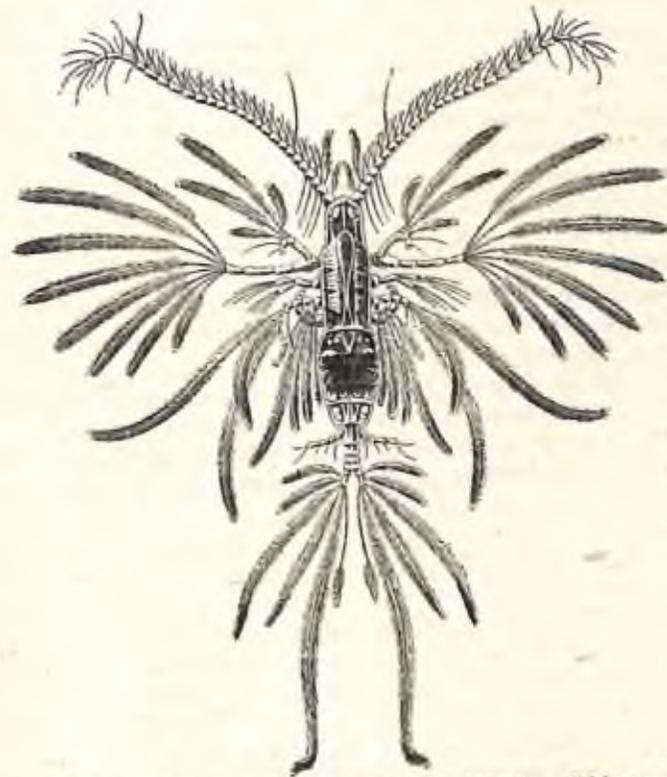
Große Leseereignisse bildeten weiterhin die Lebensgeschichte Helen Kellers, Hermann Hesses «Demian», Bruno Goetz' «Das Reich ohne Raum», Carl Hauptmanns «Einhart der Lächler», Jakob Wassermanns «Caspar Hauser», Gerhart Hauptmanns «Der Narr in Christo Emanuel Quint» und Franz Kafkas «Schloß». Für das noch in blauer Ferne liegende medizinische Studium lagen auf dem Weihnachtstisch einige heißerwünschte Lehrbücher, so Werner Spalteholz' «Handatlas der Anatomie des Menschen».

Zu den schärfstumrissenen Glücksfügungen meines Lebens gehört dann der Besuch der Privatschule Sinai Tschuloks an der Plattenstraße 52 in Zürich. In Professor Tschulok, einem unvergleichlichen, unvergeßlichen Manne, begegnete ich meinem ersten wirklich wirksamen Pädagogen. Russe, Jude, bescheiden und revolutionär, gütig und messerscharf im Urteil, ein Rationalist bis ins Mark und stets von Geheimnis umwoben, eine robuste Mimose, scheu und schamhaft, dabei aber zupackend, hilfreich, liebevoll – was ich ihm verdanke, gehört auf andere Blätter. Hier nur, daß er auch den Aufbau des «Archives», das schon damals in meinen Vorstellungen gar, entscheidend mitbestimmte; er zeigte mir Darwins Werke, Herbert Spencer, eine Fülle Schriften zur Entwicklungslehre, ich lauschte seinen klugen Urteilen über Ernst Haeckel, duckte mich unter den beißenden Hieben, die auf Lamarck fielen, dem die Jesuiten das Hirn verdreht hätten. Philosophisch waren wir gar nicht einig, er warnte aber so dringlich vor allen vitalistischen Schwätzern, daß es nicht zu überhören blieb. Mir schien im Werden noch mehr zu treiben als die fabulose Selbstkomplizierung der Materie, die schließlich denn doch in Goethes Mund zu sagen vermochte: «Zum Erstaunen bin ich da.»

Die Lehrer waren hervorragend. Unter ihnen Marcus Gitermann, mein Lateinlehrer, Russe auch er. Was mir diese Menschen so verehrungswürdig machte, war ihre reife Mischung von Intelligenz und Güte. Ein

schnöder Vermerk von meiner Seite über Karl Marx brachte uns näher. Er fragte nach der Stunde, ob ich denn Marx kenne, ob ich schon etwas von ihm gelesen hätte. Leicht beschämt, mußte ich es verneinen. «Bekämpfen Sie nur, was Sie kennen», sagte er milde lächelnd, für eine Weile die Augen schließend. Ob ich einmal mit ihm nach der Schule spazieren wolle? Gerne, selbstver-

lenko hin, auf Leonid Andrejews furchtbare Geschichte «Das Leben Vater Wassili Fiweiskis». Jetzt erst faßte ich deutlicher, was es bedeutete, als uns Franz Schoch während der «Andacht» in Glarisegg Gorkis «Meine Kindheit» vorlas, nun sah ich, wer Dmitrij Mereschkowskij war, dessen «Leonardo» mehr verfolgt, als uns ein Historien Gemälde zu geben. Der Weg zu den russischen Den-



20 Ein Plankton-Ruderkrebs, *Augaptilus filigerus* (Giesbrecht). Männchen. Zeichnung von Ernst Haeckel. «Kunstformen der Natur» (Leipzig 1904), Tafel 56.

ständig, gerne. Ich gewann einen großartigen Freund. Er war der erste, der mich in den Marxismus einführte, der mir Feuerbach und Engels erklärte, Lenin. «Lesen Sie, lesen Sie!» Ich las. Vorerst weniger die schwerfälligen, polternden Revolutionäre, die unbelehrbar in den Brand der Welt bläsen, aber die großen Russen; Marcus Gitermann wies mich auf Wladimir Koro-

kern war frei. Und ich habe es erlebt, daß sich des andern Morgens ein Lehrer vor der ganzen Klasse entschuldigte und erklärte, warum ich, der Schüler, unmöglich meinen Cicero vorbereitet haben konnte.

Kurz vor der Matura wohnte ich noch in einer Zürcher Studenterpension und saß über Algebra, spanischem Erbfolgekrieg, Avogadroschem Gesetz und ähnlichem

mehr. Nicht durchgehend allerdings. Einmal erwischte mich Emil Staiger bei der Lektüre von Hans Blühers «Aristie des Jesus von Nazareth». «Solches also nennst du Philosophie», rief er enttäuscht und wusch mir die spirituelle Kappe. «Erst einmal hast du mit Husserls ‚Logischen Untersuchungen‘ anzufangen, mit Cassirers ‚Symbolischen Formen‘ und Heideggers ‚Sein und Zeit!‘» Ich tat gehorsam, was er sagte; die Bücher kosteten ein Vermögen, und es ist allen damals Eingeweihten ein Rätsel geblieben, daß ich dann während eines typischen Aprils im Jahre 1930 in Basel doch noch die Eidgenössische Matura bestand.

In jener Zeit kamen hohe Bücherhinweise, so von Emil Brunner auf Kierkegaard, von Max Rychner auf Max Scheler, Carl Gustav Jung empfahl dringend von Herbert George Wells «God the Invisible King». Meine Bücherei wuchs, die Verwirrung auch, das Essen und anderer weltlicher Tand wurden mehr und mehr zur Nebensache. Dann brachte der Beginn des medizinischen Studiums wieder einen äußeren Ordnungsrahmen. Die Begegnung mit Ri-

chard Coudenhove-Kalergi erweiterte die Interessen nach der Richtung platonischer Politik; damals fiel mir Kurt Hillers kleine Schrift «Logokratie» in die Hände, und es begann die Auseinandersetzung mit Nicolaus Berdjajew, zunächst mit der Reichlschrift «Sinn der Geschichte». Es wurde mir endgültig klar, daß ich entschlossen war, einen Ozean auszutrinken. Noch lebte mein Vater. Er nahm wie immer Anteil, lernte wie immer mit an den sich schauerlich erweiternden Fronten. Es blieb beim Sorgen und Hoffen, daß ich all diese Stürme bestehen möge. Diät war nicht mehr zu raten, zuviel der gefährlichen Geist-Welt kreiste schon im Blute. Seine Meinung blieb stets die gleiche, richtige und wichtige: «Verlier dich nicht zusehr an die Sphäre der Worte, bleib den Dingen treu.» Aber ganz im Innersten hielt ich mich gesichert an das bergende Wort des alten Zeltmachers Omar Khajjam:

«Reicht dir ein Weiser Gift,  
So trink's getrost;  
Reicht Gegengift ein Tor dir,  
Gieß es aus!»

## ZWEITER TEIL

*«Wer aus dem Wissen allein sein Handwerk macht, der hat wahrlich groß acht zu geben, daß er das Tun nicht verlerne.»*

*Heinrich Pestalozzi*

### *Studium der Medizin (1930-1940)*

Auch mein Vater wollte Arzt werden, dies schien ihm der menschlichste aller Berufe; äußerer Gründe wegen entschied er sich dann für die Chemie. Um so mehr freute es

ihn, daß sich sein Jüngster im Sommersemester 1930 an der Zürcher Hochschule als Student der Medizin immatrikulierte. Da sich der junge Most weiterhin ganz absurd gebärdete, hoffte er wohl auch, meine vielen

Interessen möchten sich fortan nicht mehr kugelschalenförmig ins Ungemessene erweitern, sondern endlich und vernünftig eine lineare Entwicklung einschlagen. «Es ist schon gut, sich erst einmal ein Bild vom Ganzen der Welt zu verschaffen, etwas Rechtes leisten läßt sich aber nur auf einem Spezialgebiet.» Ersammle darum auch nicht sämtliche Schmetterlinge, sondern allein die Agrotiden, die reizvollen Nachteulen. Mein Bild vom Weltganzen stand aber noch gar sehr in den Anfängen. Der Teile gab es viele, das Ganze konnte nur die Intuition erschauen, ohne genaue Erkenntnis des Einzelnen ging sie leicht in die Irre. Das Dilemma erwies sich als eine ewige Aufgabe.

Zunächst vertieften die propädeutischen Semester alles bisher in den Naturwissenschaften Gewonnene. Jetzt verdrängten die biologischen Lehrbücher von Eduard Straßburger und Richard Hertwig den gemütlichen Schmelz; Arnold Berliner und Rudolf Hober die populären Einführungen in die Physik und Physiologie. Die Bibliothek schichtete sich erneut um. Was eben noch mehr geliebtes Spiel war, wurde nun geliebter Ernst. So studierten wir ja alle auf das erste Examen hin Paul Karrers «Lehrbuch der organischen Chemie». Was herrschte da für eine kühle, großgeartete Klarheit, was für eine Zucht des Wortes, für eine herbe Hingabe an die Sache. Und so wirkte auch sein Vortrag: gelassen, treffsicher, überlegen, schmucklos und schön zugleich. So trug später, auf anderer Ebene, auch Nicolai Hartmann vor. Eine Lust zu lernen, großen Lehrern zu lauschen. Wenn nur der innere Problemgarten nicht unentwegt seine tropischen Blüten treiben möchte! Es gehörte mit zur akademischen Freiheit, auch einmal bei Emil Brunner oder Fritz Fleiner, bei Eberhard Grisebach zu hospitieren, bei Ernst Howald und Theophil Spoerri. Mit dem Naschen wuchs freilich nur der Appetit. Jede Fakultät breitete hemmungslos ihre reichen Schätze aus und lächelte lauter vornehme Verführung. Darum wäre es das einzig richtige, gleich auch noch Jurisprudenz, Alphi-

lologie, Theologie und Philosophie zu studieren. Aber zwischen solchem Verlangen und seiner Erfüllung gähnte ein Abgrund. Die Alten hatten auch dies auf eine kürzeste Formel gebracht: «vita brevis, ars longa.»

Während des ersten Examens kam Karl Hescheler nach einigen der üblichen Fragen unvermittelt auf die Systematik der Foraminiferen zu sprechen, da er wußte, daß ich von diesen zierlichen Einzellern eine kleine Sammlung besaß. Hescheler war keine kontaktfreudige Natur, aber diesmal strahlte er über sein ganzes Gesicht und bat mich hernach in sein Institut. Ob ich nicht bei der Zoologie bleiben möchte? Welche Versuchung! Wie Haeckel nach dem Golf von Messina fahren, oder ans Rote Meer zu den arabischen Korallen! Das Planktonnetz durch die warmen, blauen Fluten ziehen, dem Werden der Organismen nachspüren, ständig die Wunder des Lebens vor Augen und an ihrer Enträtselung tätig. Doch, das lockte. Ich dankte ihm für sein gütiges Vertrauen, blieb dann aber bei der Medizin. Und bin schließlich weder Zoologe noch Arzt geworden.

Die Bücher mehrten sich. Offenbar läßt sich alles natürliche Sein nur aus seinem Werden erklären, darum suchte ich, wo es nur ging, diese Lehren vom Werden kennen zu lernen. Der Mensch ist so alt, wie das Leben selbst, seine Geschichte beginnt mit Haeckels mythischer Monere. Uralt sind die Atome, die ihn bilden, uralte das meerkonservierende Blut; auch im Fühlen und Wollen treiben gewiß uralte Mächte. Für die stets von einem großen Atem durchwaltete Arbeit im Sezierraum lag der Handatlas von Spalteholz längst bereit; jetzt folgte die geistvolle Anatomie des Würzburger Erforschers der Gelenke, Hermann Braus (s. Abb. 24). Ferner Lehrbücher der Histologie, der physiologischen Chemie und vor allem auch der Embryologie. Die meisten Menschen zählen ja die ersten neun Monate ihres vorgeburtlichen Daseins nicht zu ihrer Biographie.

Wie über der Sphäre des Geschlechtlichen liegt über dem warmen Schoßdunkel der Embryonalzeit ein Schleier der Verdrängung des Wissens und Wissenwollens. Dabei gehören diese ersten Kapitel unseres Werdens mit zum Erstaunlichsten, was unsere Einsicht zu beschäftigen vermag. Wenn Walther Vogt noch so sachlich die rastlosen Verwandlungen der befruchteten Eizelle bis zur Formreife des menschlichen Fötus darlegte, so lag über diesen Stunden wie zwingend eine echte Feierlichkeit. Etwas später wirkten seines Lehrers Hans Spemann «Experimentelle Beiträge zu einer Theorie der Entwicklung» (1936) nochmals gleich einer Offenbarung.

Das Hauptinteresse galt aber steigend der Anatomie und Physiologie des Gehirns. Da schienen sich Philosophie und Medizin am engsten zu berühren. Von allen Elementen des Organismus bargen die Geschlechts- und die Hirnzellen die größten Geheimnisse. Mit Staunen verfolgten wir die Hypothalamusforschungen von Walter Rudolf Heß, dem späteren Nobelpreisträger – wenn er demonstrierte oder seine berühmten Katzenfilme zur Lehre vom Schlafzentrum zeigte, vermeinten wir den Pulsschlag der Wissenschaft an ihrer verheißungsvollsten Front zu spüren. Ein Leben lang trägt jeder von uns die befremdlich anzuschauende Gallerte des Gehirns im Kopf, mit der alles abhängig verflochten ist, was uns als Lust und Sinn entzückt, als Leid und Verzweiflung bedrängt. Wenige wissen von diesem «enchanted loom», wie Sir Charles Sherrington den Webstuhl der Gedanken nannte. Er läßt jedoch mit sich experimentieren, antwortet zwar nicht auf grobe Hebel und Schrauben, wohl aber auf feinste Elektroden. So sahen wir Walter R. Heß diese letzte Bastion aller Rätsel belagern, ein Hirn über Hirnen, ein Spiegel, der sich selbst zu sehen müht. Ganz in der goetheschen Hoffnung, ob nicht Natur zuletzt sich selbst ergründe.

In seiner «Monadologie» (1714, Paragraph 17) meinte Leibniz, daß wir für unser Begreifen auch nur einer simplen Wahr-

nehmung nichts gewöhnen, stünde das Organ des Denkens groß wie eine Mühle vor uns und könnten wir sie bequem von innen betrachten. Solche Skepsis schien denn doch wohl übertrieben. Wieviel Fruchtbare müßte nur schon ein bloß mechanisches Modell einer solchen Denkmühle, unter Verwendung sämtlicher modern-technischen Raffinessen gewiß auch für den Philosophen abwerfen, geschweige denn die Einschau in die wirklichen Verhältnisse. Möchte uns doch bald nach dem Wunder des Planetariums ein solches «Cerebrarium» geschenkt werden, wünschte sich ein späterer Aufsatz<sup>6</sup>. Tatsächlich haben die Amerikaner neuerdings ein erstes, wenn auch noch nicht mühlengroßes Modell geschaffen, und bessere folgen gewiß<sup>7</sup>. Kant bewunderte den gestirnten Himmel und das moralische Gesetz in uns, aber dessen Behausung, das Zellenuniversum im eigenen Kopf, bildet ein noch größeres Mysterium. Ohne Bewußtsein läßt sich kein Sein denken, wohl aber ein Sein ohne Bewußtsein: erst im Sein des Bewußtseins wird sich das Sein seines Rätsels inne. Ähnlich anregend irritierte ein Satz von Emil Dubois-Reymond<sup>8</sup>: «Das mosaische: Es ward Licht, ist physiologisch falsch. Licht ward erst, als der erste rote Augenpunkt eines Infusoriums zum ersten Male Hell und Dunkel unterschied.» Sprach dies nicht Kants Meinung aus, daß uns nur die Erfassung von «Erscheinungen» vergönnt sei, welche sich die eigenen Sinnesorgane aus den Wirkungen einer sonst ewig unerkennbar bleibenden Welt der «Dinge an sich» schaffen? Was die Sinne berührt, was sie berühren, trägt damit unverlöschlich unseren eigenen Stempel und verstellt den Zugang zum «wahren» Sein. Wir glei-

<sup>6</sup> «Betrachtungen über das menschliche Gehirn», «Du», April 1944.

<sup>7</sup> Davon berichtet ein instruktiver Prospekt «The brain» der Upjohn Company, Kalamazoo, Michigan, USA (1961); s. Abb. 26.

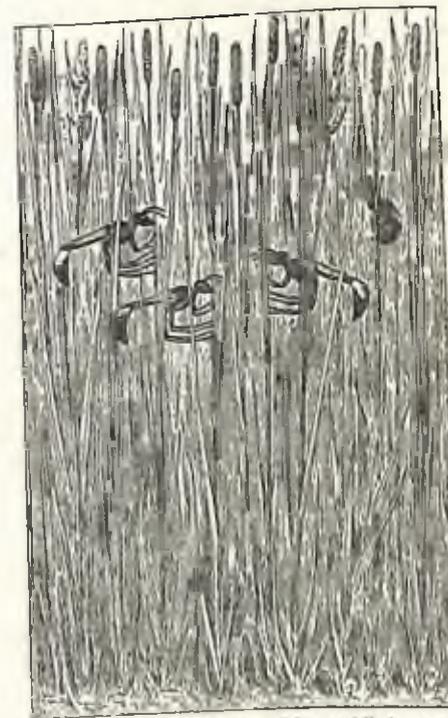
<sup>8</sup> Er findet sich in seinem Vortrag «Über die Grenzen des Naturerkennens», gehalten auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Leipzig 1872.

chen darin dem unglücklichen König Midas, der verhungern muß, weil sich ihm alles, was er greift, in nutzloses Gold verwandelt. Platons Höhlengleichnis dagegen rührt an Hoffnungen anderer Art, wie auch Paulus in seinem Schreiben an die Korinther: «Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin» (1. Kor. 13, 12). Wenn es die schmale Barschaft erlaubte, erstand ich mir die Werke der Hirnforscher und jener Philosophen, die sich mit dem Gehirn und dem Leib-Seele-Problem beschäftigten. So die vielzitierte Rektoratsrede «Gehirn und Seele» von Paul Flechsig (Abb. 25), die gehirnanatomischen Arbeiten von August Forel, Ludwig Edinger, Theodor Meynert, Kurt Goldstein und auch die historischen Studien von Theodor Ziehen und Jules Soury. Ganz besonders die Werke unseres Zürcher Altmeisters Constantin von Monakow<sup>9</sup>. Später kamen, wie für jeden weiteren Sektor, bedeutende Geschenke hinzu, so etwa von Cécile und Oskar Vogt; die auch preislich monumentale «Gehirnpathologie» von Karl Kleist (1934) verursachte eine der notorischen Finanzkatastrophen im studentischen Budget. Als schönster Fund dieses Bereiches darf wohl die Schrift von Samuel Thomas Sömmering: «Über das Organ der Seele»

<sup>9</sup> In der von mir herausgegebenen Reihe «Erkenntnis und Leben» (Morgarten Verlag, Zürich) erschienen 1950 unter dem Titel «Gehirn und Gewissen» einige seiner mehr theoretischen, in heute schwer zugänglichen Zeitschriften vergrabenen Aufsätze. Die Einleitung schrieb mein verehrter Lehrer Mieczyslaw Minkowski. Andere Werke dieser Reihe: David Katz «Mensch und Tier», Alfred North Whitehead «Wissenschaft und moderne Welt», James Henry Breasted «Die Geburt des Gewissens», John Dewey «Wie wir denken», und Kurt Leese «Recht und Grenze der natürlichen Religion». Der Hauptwunsch, des australischen Philosophen Samuel Alexander «Space, Time and Deity», London 1920, 1927<sup>2</sup>, deutsch vorzuliegen, ließ sich leider nicht verwirklichen (s. Abb. 37, oben rechts).

gelten. Sie erschien 1796 in Königsberg «bey Friedrich Nicolovius», dem Bruder von Hamanns Schwiegersohn, und enthält den besonnenen Diskussionsbeitrag Kants. In jenen Jahren des Lernens und Lesens umwob noch ein zäher Traum die ferne Vorstellung, einst bei Hugo Spatz Assistent zu werden, zu habilitieren, um in guter Zukunft als Dozent für Hirnforschung an einer heimatlichen Universität zu lehren. Dabei hoffte ich besonders die Beziehungen zwischen dem Alt- und Neuhirn weiter aufzuhellen<sup>10</sup>. Das alles zerrann.

Die reichhaltige Abteilung «Tierpsychologie» reiht sich der Gehirnforschung



27 Schlafende Sandwespen (Ammophila) aus dem Werk «Wasps—social and solitary» des amerikanischen Ehepaares Elizabeth und George Peckham, Westminster 1905. Eines der vielen Werke im tierpsychologischen Departement.

<sup>10</sup> Vgl. «Herz und Gehirn», in Corona Amicorum, Festschrift für Emil Bächler, St. Gallen 1948.



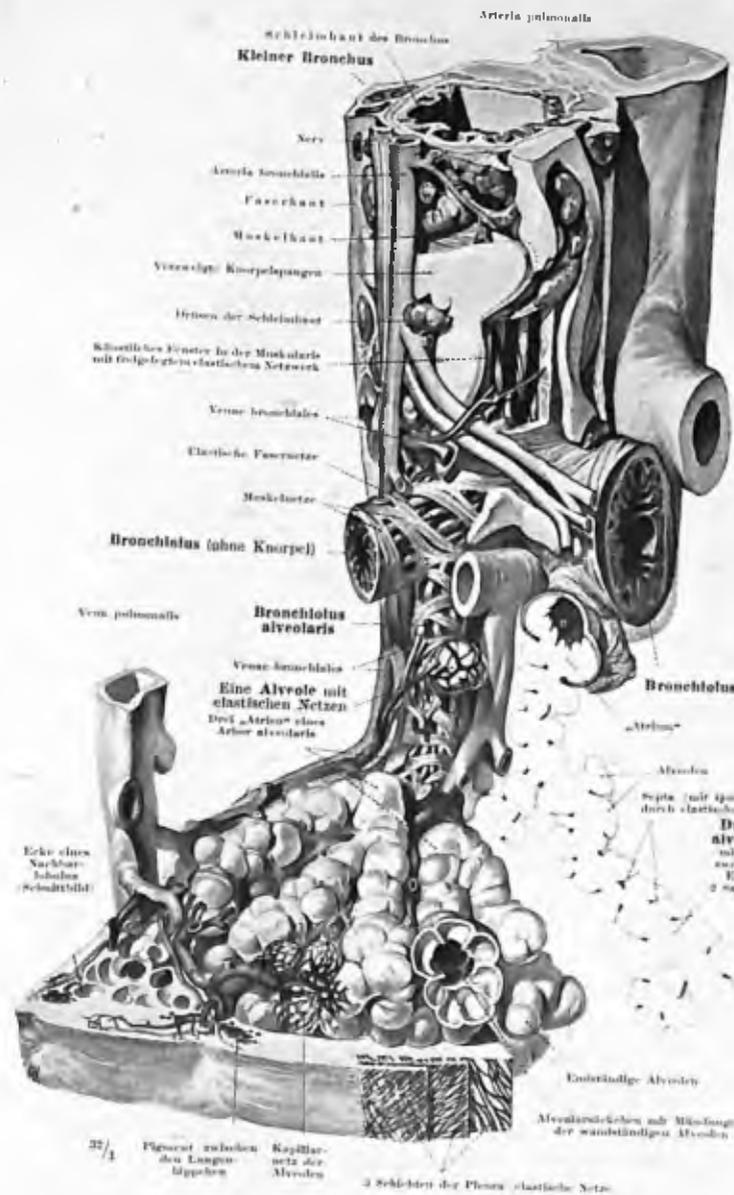
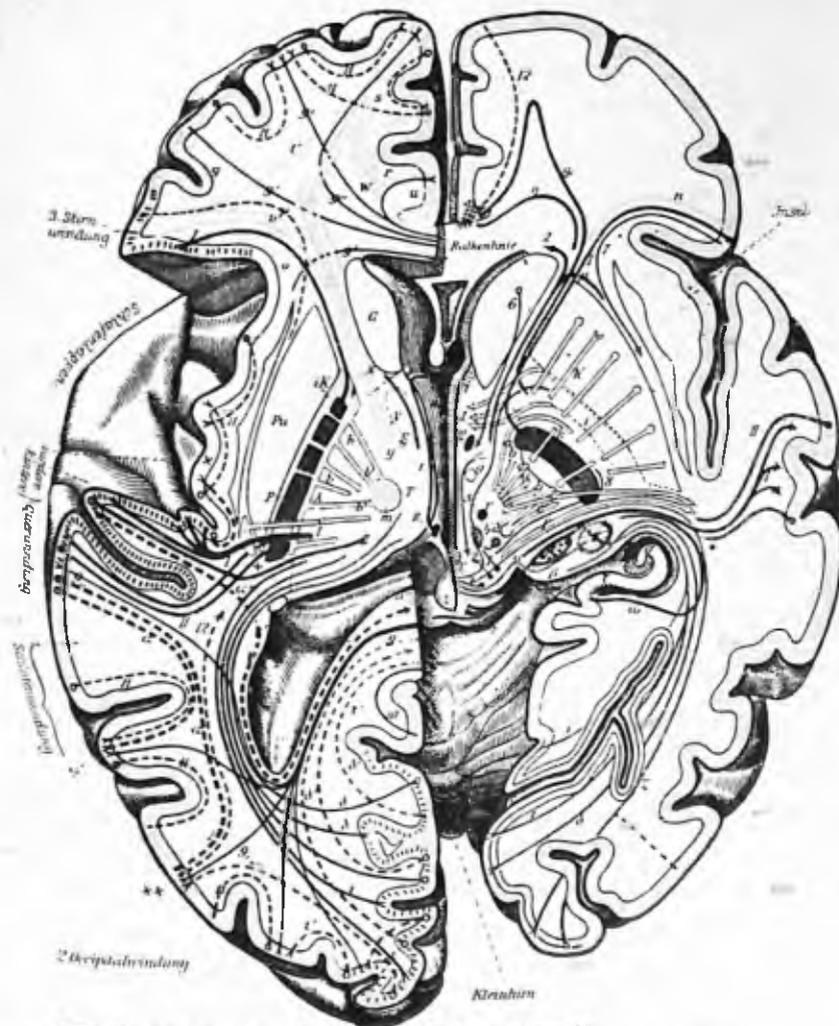
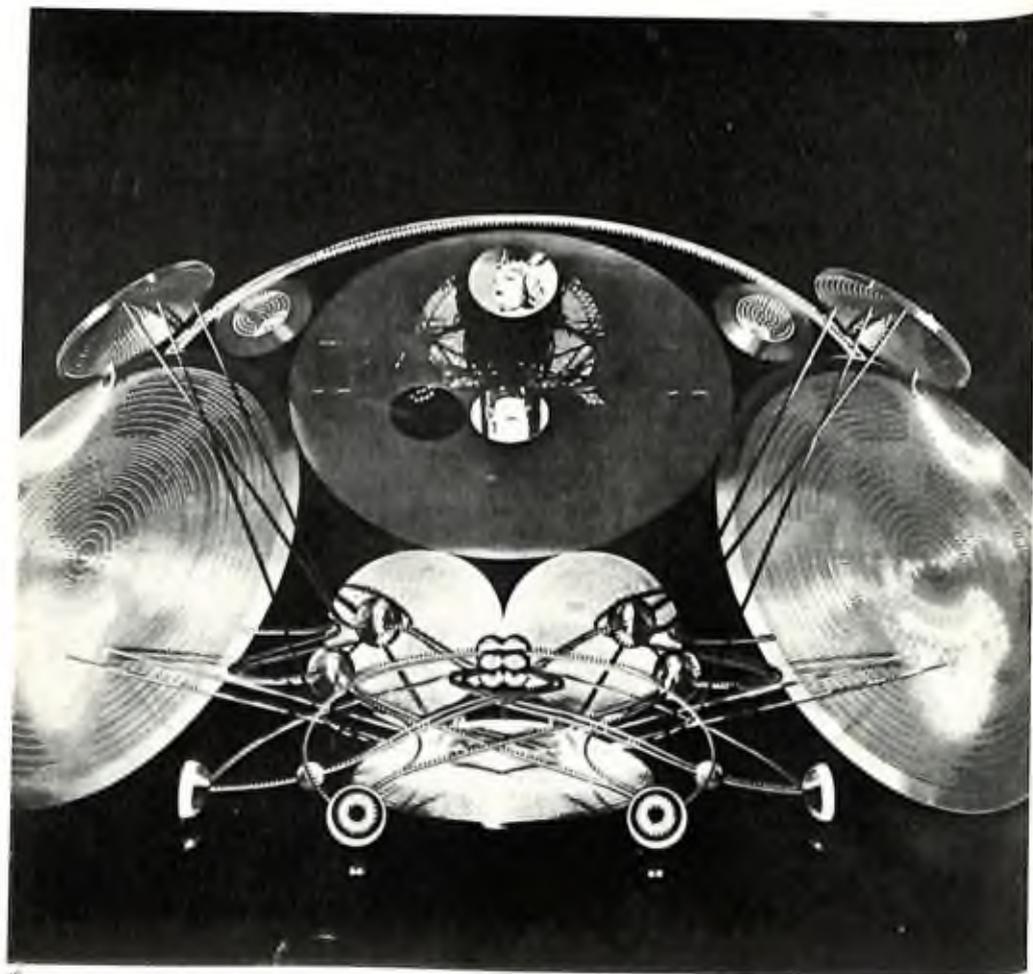


Abb. 104. Stück eines Lungenlappchens (Axiinus). Lunge eines jugendlichen Hingerichteten. Freie Rekonstruktion von A. Vierling. Die Abstände in senkrechter Richtung sind beim Bronchialbaum schematisch verkürzt, d. h. der kleine Bronchus, mit welchem die Zeichnung oben beginnt, geht in Wirklichkeit allmählicher in die Bronchioli über, durch diese sind in Wirklichkeit länger gestreckt (siehe den natürlichen Abg. Abb. 101, rechts oben). Rechts vom Beschauer das Schnittbild eines Alveolarganges als Kontur (nicht plastisch, Größenverhältnisse nicht verändert). Schleimhaut und Drüsen grün, Knorpel hellblau, Muskeln und Arteria bronchialis gelber, elastische Fasern schwarzblau, Arteria pulmonalis karminrot, Vena pulmonalis und Vena bronchialis dunkelblau (vgl. auch Legende zu Abb. 106).



- Motorische Leistungen (hinter Kopf, Hirnrückenmark, Rückenmark)
- Erdinn, welche mit der Hirnsphäre bzw. dem Rücken (Nervus vegetativus) zusammenhängen
- Schädelnerven
- Rückenmark, Rückenmark und (Nervus hypoglossus)
- Tastsphäre, sensible Haut (Körperfühlsphäre)
- Schnecken
- Muskel u. Kaugeweide
- Assaultans - Fasersysteme, welche in der linken Hemisphäre nur innerhalb der Assaultans
- Centren sich verzweigen, wenn sie über für Balken 9.9' die Mittellose überschreiten
- auf der anderen Seite zum guten Theil mit Sinnescentren zusammenhängen



vertritt Hieronymus Rorarius: «Quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine» vom Jahre 1728. Der Verfasser soll seine angriffigen Thesen schon 1544 beendet haben, die erste Drucklegung erfolgte aber erst 1645. Der Artikel «Rora-

## DICTIONNAIRE HISTORIQUE ET CRITIQUE,

PAR  
M<sup>r</sup>. PIERRE BAYLE  
CINQUIEME EDITION,  
REVUE, CORRIGÉE, ET AUGMENTÉE  
AVEC LA VIE DE L'AUTEUR,  
PAR M<sup>r</sup>. DES MAIZEAUX  
TOME PREMIER.



A B A L L E,  
Chez JEAN LOUIS BRANDMULLER  
M D C C X X V I I I  
AVEC PRIVILEGE DE SA MAJESTÉ IMPÉRIALE ET CATHOLIQUE

27 Pierre Bayles vierbändiger «Dictionnaire», der die jüngste Nummer (15642) des Archivs trägt.

rius» in Pierre Bayles «Dictionnaire historique et critique» rief leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, in die auch Leibniz eingriff. Noch fehlt, trotz verlockender Vorarbeiten, eine zureichende Geschichte der Tierpsychologie. Sie hat viel zum Aufbau der modernen Anthropologie, zur Selbsterhellung des Menschen beizusteuern. «Nicht aller Mensch ist im Thier», spekuliert Peter Scheitlin, «aber alles Thier ist im Menschen.» Was besondert ihn? Der Geist? Kommt ihm dieser allein zu? Und was ist dieser «Geist»? Krone, Kroner

unseres Daseins? Oder ein Dämon, Widersacher der Seele, Strafe, Verhängnis? Ein Gift, wie das des Nessos, ins Leben fressend und nicht mehr loszubringen?

Das Zwischenspiel der «Aktion» (1930/31)

Wir nannten uns schon als Studenten «Akademiker», wenn auch fast in allen Fakultäten kaum einer wußte, woher die Bezeichnung stammte. Ich selber versuchte mühsam, mir über den Sinn meines besonderen Studiums wie den der Universität Klarheit zu verschaffen. Erfüllte sie die Erwartungen, die wir noch von dem stark ästhetisch getönten Idealismus des humanistischen Gymnasiums her an sie herantrogen? Allem Pathos kalter Sachlichkeit trotzend, leuchtete die Hochschule im mystischen Glanze eines Monsalvatsch. Höher hinaus gab es ja keine wissenschaftliche Unterweisung mehr: dort also mußten die reinen Quellen der Erkenntnis fließen. Skeptische Desillusionisten standen indessen früh genug am Wege. Nur romantische Narren suchten in dieser behäbigen Berufsschule mehr als die verlässliche Gewähr eines wackeren Brotstudiums. Wem nach anderem der Sinn stehe, der solle nach Dornach pilgern oder zu irgendeinem der vielen Hügelheiligen. Verlorener Wahn, daß die dort gezüchtete Intelligenz das Salz der Erde bilde. Wohl wußten die Universitäten gleich den Kirchen viel von vergangener Größe zu berichten, was aber einst beide schuf, sei längst erstorben und nicht mehr zu erwecken. Weder wehe in den Kirchen der heilige Pfingstgeist noch in den Hochschulen der sinnstiftende Weltgeist. Wer das erwarte, wer solches fordere, werde sich lediglich die Finger verbrennen.

Ich habe sie mir gründlich verbrannt. Rings um die behütete Heimat gärten die Völker, eine politische Krise jagte die andere, alles stand in Frage; am quälendsten wirkte die Inflation des Wortes. Die unbewältigten Übel des Ersten Weltkrieges trieben geschäftig in neuen, erschreckenden Mächten. Von rächerischen Massenaffecten

emporgehobene «Führer» kompromittierten den heilen Sinn von Führung, so im Faschismus, so im sendungswütigen marxistischen Rußland; im Reich der Dichter und Denker belagerte Hitler die Tore der Staatsgewalt. Auch wenn bei uns der stets gedeckte Tisch unter wohlbehütetem Dache stand, so rangen wir doch mit Oswald Spengler und seiner düsteren Lehre<sup>12</sup>, mit Karl Barth, der dem liberalen Christentum die Atemluft entzog und Gottfried Kellers Gott alle strahlende Weltlichkeit; lasen Nietzsche und immer wieder Nietzsche. Wir ließen uns von Kierkegaard lähmen und von Martin Heidegger in eine Ontosophie verlocken, in der das Sein orakelnd murmelt wie einst Mimirs Haupt. Unter den Studenten gab es Kommunisten, Faschisten, Revolutionäre und Reaktionäre, Verbissene und Gleichgültige wie immer, Satte und Suchende; aber auch die sich sicher Gebenden erschienen vor dem Taumel der sich treibenden Krisen ratlos. Einige Fälle studentischen Selbstmordes erregten Aufsehen. Um durchzuhalten, mußte jeder versuchen, sich gegen die aggressiven, alles auflösenden Tendenzen der Epoche abzusichern, mancher von uns ahnte die kommenden Katastrophen. Waren sie nicht aufzuhalten? Wo standen überhaupt die Diagnostiker, wo die verantwortlichen Weichensteller? Was sagten die Universitäten, diese Leuchttürme des Wissens und der Übersicht? Müßte nicht die Sorge der Zeit, das herantrollende Verhängnis das Hauptgespräch

<sup>12</sup> So etwa: «Wenn unter dem Eindruck dieses Buches sich Menschen der neuen Generation der Technik statt der Lyrik, der Marine statt der Malerei, der Politik statt der Erkenntniskritik zuwenden, so tun sie, was ich wünsche, und man kann ihnen nichts Besseres wünschen» (Untergang des Abendlandes, Band I, 1923, S. 56). Oder auch: «In einer Geschichte des abendländischen Denkens darf der Name Napoleon fehlen, in der wirklichen Geschichte aber ist Archimedes mit all seinen wissenschaftlichen Entdeckungen vielleicht weniger wirksam gewesen als jener Soldat, der ihn bei der Erstürmung von Syrakus erschlug» (ebenda, Band II, S. 22).

DER METAPHYSISCHE GRUNDGEDANKE  
DER HERAKLITISCHEN PHILOSOPHIE.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

BEI DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

VEREINIGTEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT  
HALLE-WITTENBERG

EINGEREICHT VON

OSWALD SPENGLER  
AUS BLANKENBURG.

HALLE a. S.  
HOFBUCHDRUCKEREI VON C. A. KAEMMNER & Co.  
1904.

Archiv für genetische Philosophie  
Schenkung  
Hermann Schwarz

<sup>28</sup> Der heute selten gewordene Erstdruck der Dissertation Oswald Spenglers.

auch zwischen den Fakultäten bilden? An der höchsten Stätte des Geistes und unter dem Volk der Geistigen? Aber da gab es ebensoviel Flucht nach vorn, unbegreifliche Blindheit wie auch das vornehme, abweisende Einnisten in alte, bewährte Gehäuse.

Mich selbst verfolgte hartnäckig der Traum von den weltordnenden Potenzen des Geistes. Der stammte von Platon. Den beschwor Hegel. Den ernüchterte später Nicolai Hartmann, aber er blieb. Wenn der Geist Herr wird und keine sonst vom Menschen gefühlig ersonnene Macht, dann muß sich auch die gerechte Gemeinschaft aller Sinnsuchenden verwirklichen. Geist ist Freiheit der Selbstentscheidung, Geist ermöglicht die Schau der Werte, in der die

Entscheidung fallen kann, Geist ist Verantwortung. Nur in ihm werden wir frei vom Gängelband der Instinkte und aller Naturnotwendigkeit. Wer diese Freiheit nicht wünscht, sie beklagt oder lästert, verwünscht das Sein selbst in seinem wachstümlichen Weg. Wir kannten die Formeln alle vom «Untergang der Erde am Geist» und vom Menschen als dem arriierten Affen mit der gestörten inneren Sekretion. Wir kannten den Lustzug ins Unbewußte, ins Reich der Mütter, in den Rausch der Masse, der Massenmacht; die Thesen vom Krieg als den Erlöser aus weiblicher, bürgerlicher Satttheit und allem erbärmlichen Behagen. Der späte Scheler meinte, der Geist sei von Hause aus machtlos. Aber er kann nur nicht von sich selbst her Herr werden, nur wir vermögen ihn, in ihm, zum Herrn zu erheben. Es gibt keine Ergebung in ihn, daß er uns führe, keine Entsinkung ins Weiselose, daß es uns lebe. Wir müssen selber in ihm Stellung nehmen, nur dies ermöglicht er, nicht er selbst nimmt Stellung. Ein schönes Gleichnis Schopenhauers blieb im Deuten und Tasten hilfreich. Der treibende Wille, Inbegriff aller im Menschen aufbrechenden Lebensmächte, gleicht einem blinden Riesen; der schende Geist aber einem gelähmten Zwerg. Jeder für sich ist hilflos. Hebt jedoch der Riese den Zwerg auf seine Schultern, kommen sie voran. Zwar gerät der Mensch damit in die vielgesichtige Dämonie der Freiheit, um Gut und Böse zu wissen und muß die Entscheidung, die Verantwortung selber leisten. Der Geist erhellt nur die Wege, weder wählt er sie, noch geht er sie.

Mit solchen Sichten und Träumen war nun mein Bild der Universität beinahe verhängnisvoll behangen: niemals nur eine Stätte der Forschung und Lehre allein, sondern eine solche der Besinnung und Weckung der Verantwortung des Wissens. Gewiß bildet sie auch heute noch das alte studium generale, die universitas litterarum et artium liberalium, die geliebte universitas magistrorum et scholarium, wie wir

sie vom farbigen Erinnern der Väter kannten und selber froh genug lebten. Wir lasen, wenigstens doch einige von uns, die Schriften von Fichte, Schleiermacher, Steffens und Humboldt über das Wesen der Hochschule, auch die kleine, gewichtige Arbeit von Karl Jaspers<sup>13</sup>; universitas, lernten wir, bedeutete ursprünglich nicht Universalität, meinte gar keine Ganzheit aller Wissenschaften, sondern Gemeinschaft. Ist doch schon im Bundesbrief von der Schwyzer Talgemeinde als einer «universitas vallis de Switz» die Rede, bald nach Robert de Sorbons Tod. Nun ließ sich diese Gemeinschaft der Lehrer und Schüler noch weit tiefer in die Geschichte zurückführen. Denn Akademiker nannten wir uns doch gewiß allein nur deshalb, weil Platon einst in der klassischen Landschaft der Oedipustragödie den Hain des Akademos kaufte, um dort seine Schule im Geiste der sokratischen Wahrheitsforschung zu gründen. Nach diesem platonischen Kern, dem Mittenkreis aller Fakultäten, suchten wir in den Hallen der Universität.

Die Geschichte jener Zürcher Studentebewegung mit dem provokanten Namen «Die Aktion» ist nie geschrieben worden<sup>14</sup>. Ihr Schicksal hat aber den Aufbau des Archivs grundlegend bestimmt, und so mag sie hier eine etwas ausführlichere Erwähnung finden. Alles, was heute in dieser Bibliothek beisammen steht, stammt ja aus lebendigsten, persönlichsten Beziehungen. Versuche, Begegnungen, Reisen lagerten immer neue Büchersedimente ab. An diesen Jahrringen wird das eigene Leben deutlich greifbar.

Im Wintersemester 1930/31 fand sich in Zürich ein kleiner Kreis aus allen Fakultäten zusammen, der an einer Reorganisation der studentischen Verwaltung im Sinne

<sup>13</sup> Die Idee der Universität, 1923; mit einem Beitrag von Kurt Roßmann erweitert jetzt auch 1961.

<sup>14</sup> Vgl. auch: Hans Erb, «Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich 1833-1936», S. 711.

einer Wiedererweckung der platonischen Akademie innerhalb der Universität bastelte. Es schien uns richtig, nicht etwa eine Änderung des Fachbetriebes zu fordern, wohl aber ein Forum der Begegnung von Studenten und Dozenten zu schaffen, um darin die uns bedrängenden Zeitprobleme ins Gespräch zu bringen. Die Albernheit, dafür einen Platon zu verlangen, lag uns fern. Die Dialoge Protagoras, Gorgias und Menon waren für jeden greifbar, falls es solcher Modelle überhaupt bedurfte. Wir wollten wissen, was unsere Lehrer über die Zeit dachten, ob sie Wege und Auswege sahen. Mit welchem Wissen und welcher Verantwortlichkeit sie in die Zeit wirkten. Ob sie uns raten konnten. Und so stellte sich die «Aktion» schließlich am 5. Februar 1931 im «Roten Saal» des Studentenheimes an der Clausiusstraße einer weiteren Öffentlichkeit.

Es kamen unerwartet viele Dozenten und Studenten, der Saal war übervoll. Hans Barth, damals noch Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung», faßte aus einem unserer Rundschreiben einige Thesen zusammen<sup>15</sup>. «Wie das Neugeborene ohne die Mutter nicht leben kann, wie der Junge ohne den vermittelnden Lehrer den Sinn der Buchstaben nie zu erkennen vermag, ebenso irrt der junge Mensch ohne wahre Führer hoffnungslos in der Erkenntnis seiner kosmischen Bestimmung. Das Bild des sokratisch zeugenden Lehrers, der du auf du mit seinem Jünger steht, des unermüdetlich wert- und maßstabweisenden Freundes ist heute fast verloren gegangen.» So klang das. Es waren die belasteten Vokabeln der Zeit. «Kosmische Bestimmung», «Führer» – das konnte nur schief gehen. Der Physiologe Walter R. Heß präsierte. Mein Referat geriet quallig, expressionistisch, schwächlich, traf bei Richtigem und Falschem daneben; es war ein durchaus unreifes Elaborat. Dennoch ließ sich bei einigem Wohlwollen die Absicht gerade

<sup>15</sup> Neue Zürcher Zeitung, 5. Februar 1931, «Eine studentische Aktion».

noch erkennen, aber auch diese verstimmte. Die Wogen gingen hoch. Der Rektor, ein Theologe, kündete als erster Redner zu immerhin etwelchem Befremden an, daß er den medizinischen Grünschnabel nun «vernichten» wolle. Diese «Aktion» erinnere ihn peinlich an die Action Française, der Ruf nach einem «Führer» an noch Peinlicheres. Er lehnte rundweg ab, helfen zu können, die Universität sei keine seelsorgerische Institution, sie habe Wissen zu vermitteln und nicht Romantiker zu amüsieren. Wir müßten selber zusehen, wie wir damit, mit uns und der Zeit fertig würden. Emil Ermatinger ergrimte allein schon die bloße Nennung von Bruno Goetz und Herbert Cysarz. Ein Physiker wies auf Wein, Weib und Gesang hin, auf alle schönen Freuden, er verstehe nicht, was uns so bedrücke. Zustimmung klangen die Voten von Heinrich Zangger und Emil Brunner. Schließlich ergab die weitere Diskussion doch ein eher vermittelndes Bild, so daß Hans Barth wohlwollend berichten konnte: «Der Vorstoß dieses noch kleinen Kreises von Studenten, denen eine große Beteiligung an diesem Abend die tiefe Berechtigung ihres Tuns zeigen wird, entspricht letztlich der Einsicht, daß der handelnde Mensch vom forschenden nicht getrennt werden darf und daß eine Verantwortung das ganze Dasein bestimmend verpflichtet. Man kann sich nur freuen, wenn fürderhin Dozenten, Studenten und Freunde der Universität zu gemeinsamen Aussprachen zusammenfinden. Die Bewährung durch die Tat kann, was noch hochfliegend und vielleicht unbestimmt erscheint, allein rechtfertigen<sup>16</sup>.» Anders empfand Jakob Bühler<sup>17</sup>: «Ein

<sup>16</sup> Neue Zürcher Zeitung, 7. Februar 1931, «Studentische Aktion».

<sup>17</sup> National-Zeitung, 8. Februar 1931, «Die Not der Jugend».

Jakob Bühlers «Nase» aus seinem «Volk der Hirten» spielen wir einst begeistert in Glarisegg, Werner Zuberbühler als Giovanni Gerutti, Eduard Fueter als Kantonsrat Meili; ich selbst erhielt die existenzhellende Rolle des Hugo Aeschlimann, eines schwadronierenden Kunstkritikers.

höchst merkwürdiger Abend. Im sogenannten roten Saal des Studentenheimes... in diesem ist just das Rot unerträglich. Es kommt von einer Tapete, deren unruhig unterbrochenes Muster unbedingt und heftig auf die Nerven geht... ein Theologiestudent «formulierte den Jammer so: Die Jugend kann nicht mehr leben, wie sie lebt... Inmitten all dieser Männer, Gelahrten und Schüler sprach eine kleine Frau, ruhig und wohlüberlegt: Vielleicht müssen wir unsere Not in anderen Gemeinschaften zu überwinden suchen. Damit war wohl das einzige gesagt, was überhaupt durchaus richtig: Es ist furchtbar, vor was wir stehen, auf den Trümmern aller Ideale von gestern. Liebe, Ehe, Vaterland, Gott, alles ungreifbar, dazu die Sicherheit: wir wissen nichts, weder von uns noch von der Welt... diese ganze sogenannte Kulturkrise beruht doch zuletzt darauf, daß die Anhäufung des Geldes in den Händen Weniger zum Widersinn wird und die ganze Organisation der menschlichen Gemeinschaft ihre nunmehrige Unbrauchbarkeit erweist. Darum, ihr Jungen von der Akademie: Es ist nicht der leiseste Grund zu verzweifeln. Es ist uns ein einfaches Organisationsproblem gestellt und weiter gar nichts.» Womit sich die Rotempfindlichkeit Jakob Bühlers wieder aufs gewohnte und ertragliche Maß beruhigt hatte. Seinen Bericht kommentierte nochmals Friedrich Wilhelm Foerster. «Alles, was hier die schweizerische Universitätsjugend von sich sagte, trifft in noch erhöhtem Maße für die deutschen Universitäten zu... Es besteht nicht die leiseste Hoffnung, daß von diesen selbst ein Versuch zur Heilung der hier bezeichneten inneren Not gemacht werden wird<sup>18</sup>.» Carl Gustav Jung, der jenem rotstimmigen Abend auch beiwohnte, meinte: «Sie sind von einem Archetyp besessen! Das ist gut. Aber Sie können, was Ihnen vor-schwebt, nicht innerhalb der Universität

<sup>18</sup> «Die Zeit», «Nochmals Universitätsver-ödung», März 1931, S. 164.

verwirklichen. Da lesen sie den Platon, aber sie leben ihn nicht. Natürlich sind Sie auch mit dem ‚Führer‘ mißverstanden worden. Sie meinen den ‚Guru‘. Aber der ist kein Professor.» Das Echo war zwiespältig wie die Zeit selbst. Dietrich Schindler riet, zäh durchzuhalten. «Wenn ich recht verstehe, wollen Sie etwas ganz Einfaches. Die Verfälscherung, Spezialisierung läßt sich nicht aufhalten. Es schwebt ihnen eine Art studium generale vor, und zwar als eine ständige Einrichtung. Das ist wertvoll. Das braucht aber noch viel Besinnung. Nehmen sie den Abend ernst, aber nicht tragisch. Die Betroffenheit der Studenten vor der Zeit ist auch unsere oder doch vieler unter uns Dozenten. Schlimm ist nur, daß sich die Philosophen ferngehalten haben. Die müßten sich doch in erster Linie interessieren.» Der größte persönliche Gewinn wurde die Freundschaft mit Heinrich Zangger (vgl. Abb. 23).

Zur Heilung meiner platonischen Verirrung bekam ich dringend den berühmten Vortrag von Max Weber «Wissenschaft als Beruf» empfohlen<sup>19</sup>. Die erhoffte Wirkung blieb jedoch gänzlich aus. Damals kannte ich von Weber nur diese kleine Schrift; er schien darin lediglich noch männlicher, schärfer, hoffnungsloser auszusprechen, was unsere eigenen Professoren an jenem Abend auch vorgetragen hatten. Da hieß es etwa: «Wer – außer einigen großen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden – glaubt heute noch, daß Erkenntnisse der Astronomie oder Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwas über den Sinn der Welt, ja auch nur etwas darüber lehren könnten: auf welchem Wege man einen solchen ‚Sinn‘ – wenn es ihn gibt – auf die Spur kommen könnte? Wenn irgend etwas, so sind sie geeignet, den Glauben daran, daß es so etwas wie einen ‚Sinn‘ der Welt gebe, in der Wurzel absterben zu lassen! Und vollends: die Wissenschaft als Weg ‚zu Gott‘? Sie, die spezi-fisch gottfremde Macht?» Das waren noch

<sup>19</sup> 1921 in zweiter Auflage.

vertraute Klänge. Allerorten wurden wir fleißig belehrt, daß zwischen Gott und Welt ein Abgrund gähne, zwischen Gott und Mensch nur die irrationalste aller Gnaden spiele, daß alles am Menschen un-göttlich sei und in seinem Geiste niemals Gott selber treibe. Das hat es so vielen meiner Generation ungemein erleichtert, diesen Professorengott schmerzlos und für immer aus ihrem Weltbild zu streichen. Einverstanden aber damit, daß weder der Demagoge noch der Prophet auf das Katheder gehören. Woran aber glaubte nun der «Wissenschaftler» Max Weber selbst? Er stellt fest, daß sich die heute wirksamen «Wertordnungen» unvereinbar entgegenstehen. «Hier streiten eben verschiedene Götter miteinander, und zwar für alle Zeit ... über diesen Göttern und ihrem Kampf waltet das Schicksal, aber ganz gewiß keine ‚Wissenschaft‘ ... die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen *Alltag* gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem ‚Erlebnis‘ stammt aus dieser Schwäche. Denn Schwäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können<sup>20</sup>.»

Da stand alles beisammen, zu dem ich mich zeitlebens in Widerspruch setzte. Denn nun sahen wir sie in Europa allerorten heraufkommen, die Starken mit der richtigen Sicht, die sich als Soldaten des Schicksals fühlten, die mit dieser verlogenen-

<sup>20</sup> Die spätere Begegnung mit dem Werke Max Webers vermochte diesen frühen Eindruck nicht zu berichtigen. Er starb schon 1920, hat also die Heraufkunft Hitlers nicht mehr erlebt. Karl Jaspers sagt von ihm: «Die Zeit schrie nach Persönlichkeit; die größte, die sie besaß, hat sie nicht brauchen können.» Was wir damals gegen ihn empfanden, sieht im Lichte der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges aller Befragung erneut würdig aus.

sten aller Parolen ihre erkenntnistheoretische Feigheit verdeckten. Jetzt marschierten sie in endlosen Massen heran, die dem Alltag gewachsen waren, und grüßten ihre Götter. Nie stand das «Erlebnis» so hoch im Kurs wie bei diesen höhennenden Verächtern der Wissenschaft, die bald jedem wüsten Lustgewinn, jedem Aberglauben Raum gaben, wenn dadurch nur ihr Rausch anhielt. Endlich war sie also wieder da, die Zeit der «kämpfenden Götter», die zwar weniger aus ihren muffigen Gräbern krochen als aus den dumpfen Hirnen der nach Rache brütenden Schlechtweggekommenen. Der Weg vom Schäumen bis zum Morden war kurz. Die Stunde der «Führer» war gekommen. Sie pflegten den jeweiligen «kämpfenden Gott» in der von ihnen heraufbeschworenen Massenbrunst und gaben sich als Sprachrohre der Vorsehung aus. Einer von ihnen schrieb in seinem Kulturfahrplan «Mein Kampf» den von diviner Logik erleuchteten Satz: «Auch hier bedurfte es der Faust des Schicksals, um mir das Auge über diesen unerhörtesten Völkerbetrug zu öffnen<sup>21</sup>.»

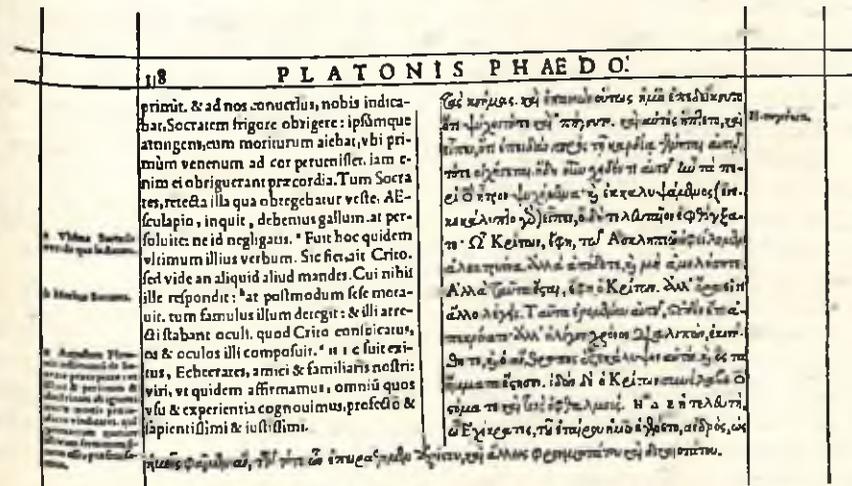
Unterdessen stand in der Schweiz der Frontenfrühling im Aufgang; vehemente, diesmal aber ganz realistische Aktivisten traten auf den Plan, womit die platonische «Aktion» in ein hoffnungsloses Feld der Mißverständnisse geriet. Reihenweise schlossen sich die Studenten «anderen Gemeinschaften» an, und manche dieser Gruppen betrieben die von uns grundsätzlich verpönte Politisierung der Hochschule. Wir versuchten vergeblich, die sokratische Substanz in unseren Lehrern zu beschwören, verlangten ein alle Fakultäten zentrierendes studium generale, wir suchten Führung, daß sie uns von allen «Führern» befreie. Wir erhofften Aufschlüsse über das Wesen der Politik, der Krisen, der Rolle des Unbewußten in den Massenerscheinungen, über Marx und Rußland, auch über die Gründe des Versagens beim Völkerbund. Wir

<sup>21</sup> Adolf Hitler: Mein Kampf, S. 40, 178. bis 180. Auflage 1936.

glaubten noch, die Zeit ließe sich aus der Zeit allein verstehen. Aber die babylonische Sprachverwirrung, die Entschiedenheit der Studenten, auf eigene Faust mit der Welt fertig zu werden, teils zu hoch gestimmte Erwartungen mancher Dozenten, wie auch der Ärger, am guten Schläfe einer Welt gerührt zu haben, vieles mehr noch, führte zum baldigen Erlöschen der «Aktion». Der Hauptgrund lag aber eindeutig in der eigenen Unreife, schlimmer Unkenntnis, dem Unvermögen, in dem heraufgerufenen Fermentgebrodel durch die Tat zu bewähren, was größerer Einsicht bedurfte. In der Jugend hat man oft genug die Begeisterung, nicht aber des

«Was macht die Passion?» fragte ein Freund, der viel Humor besaß. Sie hat mein ganzes weiteres Leben bestimmt. Die Beschränkung war notwendig. Mit den Erfahrungen häuften sich immer die Bücher, sie konnten warten, und ich hatte das auch zu lernen. Langsam fanden sich die entscheidenden Werke zur Geschichte der Universitäten, der Akademien, des höheren Schulwesens, der Wissenschaften ein. Werke von Max Lenz, Friedrich Paulsen, Adolf von Harnack, Stephen d'Irsay, Hastings Rashdall und Georg Sarton.

Die Ausgaben Platons mehrten sich, Werke über ihn und den Platonismus. Es wurde ein festlicher Tag, da uns Thea Hoffmann-



<sup>20</sup> Schluß des Phaidon mit der Schilderung von Sokrates' Tod. Aus dem ersten Band der Platon-Ausgabe des Henricus Stephanus (siehe Abb. 34).

Geistes Erfahrung, kommt es zu dieser, verweht wieder der jugendliche Elan. Studenten können nicht leicht Gründer sein. Sodann verlangte mein studium particulare Examina, und zwar in guter, ausgewogener Ordnung. Das Fach beglückte, auch der vielberufene «menschliche» Kontakt mit den Dozenten ließ nichts zu wünschen übrig. Nur durfte man vom Professor der Anatomie nicht auch noch erwarten, daß er den Termitenwahn der Massenparteien zu heilen wisse.

Zürcher aus dem Nachlaß ihres Gatten die drei großen Lederbände des Henricus Stephanus schenkte. Diese berühmte Edition hat denn auch die Ehrennummer 1 des Archivs erhalten<sup>22</sup>. Die Schriften Ernst Hoffmanns liegen jetzt vollzählig vor, dazu eine breite Sammlung Ausschnitte aus der Presse, die er sich mit den Jahren anlegte. Auch dieses Gebiet wird sorglich gepflegt und bedarf bald genug einer fachmännischen Hand für die richtige Archi-

<sup>22</sup> Siehe Abb. 29 und 34.

vierung. Alle Fragen der «Aktion» blieben wach und verlangten nach ihrer Dokumentation. Durch die noch vorhandenen Aufzeichnungen geisterte erstmals der Plan einer «Helvetischen Akademie», aber die Größe der Vision kontrastierte bedenklich mit dem armseligen Inventar der eigenen Kräfte. Mag sein, daß die Zeit nicht reif ist für manche Pläne. Falls einer jedoch die Zeit braucht, um sie durchzuführen, muß er sie nehmen, wie sie ist, nicht wie er sie sich wünscht. Es gibt immer auch unter Planern schellenlaute Toren, die mit einem Strohflecken die Nacht der Zeit erhellen möchten, und dann ein Leben lang in Ressentiment versauern, weil die Finsternis das nicht begreifen wollte. Wir selber gehören zur Zeit und vermögen in sie zu säen. Was fruchtbar ist, hat seine Chance. Sollten meine Dinge je gelingen, so müßten sie alle Gegnerschaften, Stürme und Zeitwidrigkeiten bestehen können, bis in die bitterste Verlassenheit hinein. Was keine Prüfung erträgt, hat sich auch noch nicht bewährt. Das gilt von Plänen ebenso wie von ihren Verwirklichungen.

Kurz nach meinem zweiten propädeutischen Examen starb mein Vater. Schon ein Jahr zuvor verließen wir für immer die Dübendorfer Heimat und zogen nach Zürich. Jetzt hatte ich meinen besten Kameraden verloren. Auch er war damals im «Roten Saal» dabei. Mit niemandem vermochte ich meine Dinge so rückhaltlos zu besprechen wie mit ihm. Alles, was mir aus seinem Erbe zukam, ist dem Archiv eingefügt. Da stehen viele seiner entomologischen Werke, die Meyerschen Klassiker und das Meyersche Lexikon; Philosophisches besaß er fast gar nichts. Aber auch seine Büchergestelle, sein Schreibtisch, sein Mikroskop, so manches noch, rettete sich über verschiedene, anekdotenreiche Möbelgräber hin in seine heutige, tägliche Brauchbarkeit. Es ist viel dazu gekommen – der alte Kern bewahrt seine formende Kraft. Das zweite klinische Semester in Wien wirkte dann wie eine Erlösung aus dem zermür-

benden, immer noch fortzeugenden Echo der «Aktion».

*Die ersten Auslandsemester – Wien Sommer 1933<sup>23</sup>, Berlin 1933/34*

So sehr der Wiener Aufenthalt persönlich unter gütigsten Sternen stand, bedrückte das Leben in der gequälten Stadt Maria Theresias leidvoll genug<sup>23</sup>. Alle Baumühe der Nachkriegszeit sah sich in Frage gestellt, seit Hitler mit infamen Methoden um die Seele des Volkes zu werben begann. Nationalsozialistische Stoßtrupps aus dem «Reich» terrorisierten unsere jüdischen Kommilitonen, darunter auch ahnungslose Amerikaner; den Rektor bekamen wir der ständigen Unruhen wegen überhaupt nicht zu Gesicht. Hier stand nun eine Universität im vollen Sturm der Zeit und erlag wie wehrlos einer politisch-ideologischen Unterwanderung. Die Luft war krank, eine schleichende Lähmung senkte sich auf alle. Täglich wanderten wir von Klinik zu Klinik, saßen wieder zu Füßen hervorragender Lehrer, während auf den Straßen die Armut betteln ging, die Zeitungen unheilvolle Schlagzeilen ausspielen, die Parteien verbissen ihre Kräfte wogen und die Wiener Fröhlichkeit mit würgenden Sorgen kämpfte. Auch über Budapest, in seiner leuchtenden Schönheit, lag ein Schleier gespenstiger Schwermut, wie noch einmal in diesem Sommer über Prag.

Von nun an stand mir in aller Deutlichkeit der Aufbau einer Bibliothek des gesamten Wissens um den bedrohten Menschen vor Augen. Sie würde dereinst in einer Forschungsstätte ihre Aufstellung finden. Bedeutete bisher das Stöbern in den Antiquariaten eitel private Lust, so erhob sich auch dies um eine Stufe. Hier in Wien waren die Schriften von Freud und seinen Schülern für einen Spottpreis zu haben; die Taschenausgabe Nietzsches, Hermann Schneiders «Kulturleistungen der Menschheit» – für wenige Schillinge. Jüdische

<sup>23</sup> «Als Medizinstudent in Wien.» «Du» Januar 1947.

Händler in Aufbruchsstimmung freuten sich verhalten, daß ein Schweizer diese Pläne erstand. Was wäre alles über die Begegnung mit Antiquaren zu erzählen! In Jena, Erlangen, in Heidelberg und Berlin, in Rom, in Florenz, im unerschöpflichen Paris etwa bei Monsieur Vrin, links und rechts des Boulevard St-Michel oder Saint-Germain, bei den träumenden Bouquinisten längs der Seine. Oder in London. Oder in New York und Boston. Immer fand sich

*A. H. Bergson - Schüler des 2. Weltkriegs  
Gottfried Schelling (1874-1953)*

DE POSTERIORE

SCHELLINGII PHILOSOPHIA

QUATENUS

HEGELIANÆ DOCTRINÆ ADVERSATUR

THESIS

FACULTATI LITTERARUM IN UNIVERSITATE PARISIENSI

PROFESSOR

Victor DELBOIS

IN LUCEM MUNDI MANDATA

PARISIIS MCMXXII

LUTETIÆ PARISIORUM

BOSSAT FELIX ALCAN BIBLIOPOLA,

78, RUE DE LA HARPE, SAINT-GERMAIN, III<sup>e</sup>

PARIS

<sup>30</sup> Diese Pariser Dissertation des Franzosen Victor Delbois vom Jahre 1902 ist wohl die letzte, die in lateinischer Sprache über Schelling erschien. Sie trägt eine Widmung an Henri Bergson. Monsieur Vrin trennte sich nur ungern von ihr.

so ein «grundgescheuter Antiquarius», der weiter führte. Jahraus, jahrein kommen die Kataloge ins Haus, die Jagd nach dem Buch kennt keine Schonzeiten.

Auch die Wiener Klinik lehrte, den Leiden des Menschen in nüchterner, liebender Sachlichkeit zu begegnen. Da wurden

nicht in leichtfertiger Manier noch unbekannte Mächte vergottet: die Medizin unterwarf ihrer Forschung, was sich unterwerfen ließ. Der Rätsel blieben noch genug. Stets gaben sich die Ärzte eine ergreifende Mühe, dem Einzelnen in seiner Not zu helfen, ihn vor Verfall und Tod zu retten. Und doch geriet der geheilte Patient mit seiner Entlassung aus dem Spital erst recht in völlige Hilflosigkeit – ein schreiender Widerspruch. Warum hörte die Fakultät nicht auf diese Not? Warum sah sie diese viel größeren Leiden und Gefahren nicht? Warum gab es noch keine Pathologie der Gemeinschaft, keine erfolgreiche Psychopathologie der Massen, der Völker, der Menschheit? Ideen, Mythen und «Götter» wirken ja weit gefährlicher als Tumore und Bazillen. Warum wurden sie nicht mit dem gleichen stupenden Ernst untersucht, wie er in den pathologischen, den bakteriologischen Instituten herrschte, warum blieb es bei der starren Zahl der überkommenen Wissenschaften? Wer konnte hier überhaupt belehren, wo, wie mußte man beginnen, selbst in dieser Zeit des Verfalls? Im ungewissen Glauben, diese Klarheit in der Philosophie zu gewinnen, beschloß ich, für zwei Semester das Studium zu wechseln, nach dem Brandherd Berlin zu fahren, und zwar zu Nicolai Hartmann.

An der Spree herrschte ein mit preussischer Zucht geordnetes Chaos. Die Universität war schon völlig gleichgeschaltet, wenn auch die berühmten Lehrer noch lasen. So Heinrich Maier oder Werner Jaeger. Der eine starb bald, des andern Abschied glich dem Auslösen eines strahlenden Lichtes. Die Emigration löste nur noch persönliche Probleme. Wer blieb, mußte die Quadratur des Zirkels versuchen. Einige hielten sich in der Aura fast rätselhafter Kräfte der Immunität. So Romano Guardini, so Nicolai Hartmann.

Dieses Jahr deckte mir schonungslos auf, was im Menschen ist. Aller schöngeistige Humanismus, aller sich tief gebende Idealismus verrät die Wahrheit des Wirklichen,



nicht als Dozent? Als Outsider etwas zu wirken, dazu bedurfte es in erster Linie einer Bärenesundheit, eines Bärenfells, um die Stiche auszuhalten, um die Wälle zu bezwingen, die sich nur zu verständlich gegen Laien, Dilettanten und andere Bönhasen aufrichten. Dann brach der allgemein erwartete Krieg aus. Die Kameraden rückten ein, jeder kannte und tat seine Pflicht, ich wurde mit meinen beiden Pneumothoraxanlagen überall als unbrauchbar abgewiesen. Diese Zeit brachte die letzten Selbstprüfungen. Verfolgte ich nicht doch eine Phantasmagorie, war es vielleicht nur die Eitelkeit, die da trieb, sublimierte ich die Unfähigkeit, etwas Kleines, Bescheidenes zu vollbringen mit selbsttrösterischen Gigantendingen? Ist der Plan einer Akademie überhaupt gesund, nötig, möglich; wird er nicht schon von andern verfolgt, Berufeneren, Besseren; läßt sich ein solches Unternehmen nicht allein nur noch durch den Staat, durch die großen Foundations verwirklichen?<sup>25</sup>

<sup>25</sup> In Kants «Prolegomena» heißt es: «Pläne machen ist mehrmalen eine üppige, prahlerische Geistesbeschäftigung, dadurch man sich ein Ansehen von schöpferischem Genie gibt,

Und diese Bibliothek? Wie kann einer nur von so ein paar zusammengestoppelten Büchern groß reden? Einige schäbige Bände aus der allerdings wertvollen Hegel-Ausgabe von 1832, einige ebenso traurige Bruchstücke der allerdings verdienstlichen Schelling-Ausgabe von 1856. Nur ein Narr vermochte darin die Anfänge einer «Weltbibliothek der Philosophie» zu sehen. Für so etwas braucht es ein Vermögen. Ein Kranker ohne Beruf aber sollte zuerst einmal darnach trachten, daß er weder anderen noch sich selbst zur Last fällt. Die Rechnungen gingen nicht mehr auf. Verloren aber ist nur, wer sich selbst verloren gibt. Die Freunde, die Ärzte, aus deren Liebe ich leben durfte, haben nie versagt. Wenn es noch einmal ein Gelingen gibt, ist es ihnen zu verdanken. Und so blieb schließlich auch diesmal die Wende nicht aus.

#### *Alles Gepäck auf neuen Wegen*

Eduard Fueter ermunterte, an einem Wettbewerb der «Schweizerischen Hoch-

indem man fordert, was man selbst nicht leisten, tadelt, was man doch nicht besser machen kann, und vorschlägt, wovon man selbst nicht weiß, wo es zu finden ist»...

#### LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN ACHT BILDSEITEN

32 *Der sterbende Sokrates. Plastik des russischen Bildhauers Markus Antokolskji (1843-1902) im Museum Alexander III. Diese Aufnahme stammt von der Kopie in Lugano.*

33 *Antike Münzen, Beispiele zu dem in bescheidenen Anfängen steckenden «Museum der Philosophie». Oben: eine Tetradrachme aus dem perikleischen Athen um 450 v. Chr. Sie kann durch Platons Hand gegangen sein. Athene ist dargestellt, die stehende Eule mit dem Lorbeer und der Signatur AOE. Links unten: Kopf des Kaisers Konstantin (288-337). Im Edikt von Mailand wird 313 dem Christentum die Gleichberechtigung mit den alten Kulte eingeräumt, 325 Konzil zu Nicäa, 330 Einweihung und Umtaufe von Byzanz in Konstantinopel zur neuen Reichshauptstadt. Rechts unten: Kaiser Justinian (Tod 565). Bringt das byzantinische Reich zur Blüte, schließt 529 die Akademie Platons in Athen, während Benedikt von Nursia im selben Jahre das Kloster Monte Cassino gründet. Weiht 563 die Hagia Sophia in Konstantinopel ein; die Mosaikerkunst in Ravenna.*

34 *Titelblatt der dreibändigen Platon-Ausgabe des Henricus Stephanus, deren Paginierung für die Forschung bis heute vorbildlich blieb (Paris 1578). Geschenk von Frau Thea Hoffmann-Zürcher.*

35 *Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) lehrend. «Nach der Natur gezeichnet und lithographiert von Franz Kugler» (1808-1858). Originallithographie.*

36 *Das berühmte Daguerrotyp Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings aus dem Jahre 1850, der kostbarste Besitz des Archivs. Geschenk des Herrn Friedrich Egidius Schelling, eines Nachkommen des Philosophen.*

37 *Aus der Bildersammlung des Archivs. Links oben: Franz Xaver von Baader (1765-1847), unten: Karl Rosenkranz (1805-1879), führender Hegelianer und Dozent in Königsberg. Rechts oben: Samuel Alexander, australischer Philosoph (1859-1938), unten: Herbert W. Schneider, amerikanischer Philosoph, Verfasser von «A History of American Philosophy», New York 1946, in viele Sprachen, darunter auch die deutsche, übersetzt.*

38 *Nicolai Hartmann (1882-1950). Siehe auch Abb. 37.*





ΠΛΑΤΩΝΟΣ  
 ΑΠΑΝΤΑ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ.  
 ΠΛΑΤΟΝΙΣ  
 opera quæ extant omnia.

EX NOVA IOANNIS SERRANI IN-  
 terpretatione, perpetuis eisdem notis illustrata: quibus & metho-  
 dus & doctrinæ lumina breuiter & perspicue indicatur.

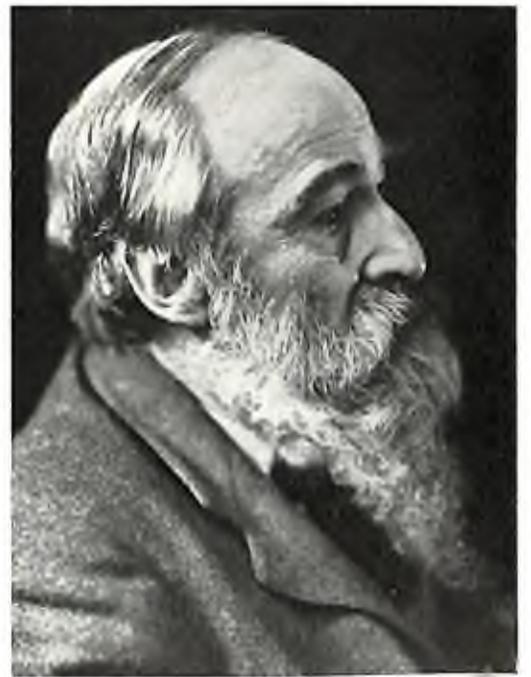
EIUSDEM Annotationes in quosdam sui illius interpretationis locos.

HENR. SERRANI de quorundam locorum interpretatione iu-  
 dicium, & multorum contextus Græci emendatio.



EXCVDEBAT HENR. SERRANVS.  
 CVM PRIVILEGIO CÆS. MAIEST.







7. 7. 1942

Arzidi Hermann

schulzeitung» teilzunehmen, Hermann Weilenmann, an der Zürcher Volkshochschule über Tierpsychologie vorzutragen. «Nehmen Sie unverfroren Coramin», riet Karl Reucker, der unvergessene Redaktor der Ciba-Zeitschrift, der selbstlose Helfer in so vielen persönlichen und praktischen Dingen. So schlitterte das langsam wieder in eine bescheidene Tauglichkeit hinein, bis dann die Mitarbeit an der Zeitschrift «Du» zusehends alle Hochschulhoffnungen begrub. Noch gewann zwar der Aufsatz «Ratio militans» des Wettbewerbs sogar den ersten Preis<sup>28</sup>. Er zieht die schwerfällige Summe alles bisher Vermeinten und Gewonnenen, spricht wieder von der Erweiterung der Medizin nach der Richtung einer Pathologie des Sozialen. Auch vom «Seinsgehorsam» des im Wahrheitswerden allein freien Menschen. Der erste Beitrag im «Du» trug den autobiographisch sehr zutreffenden Titel «Der Mensch vor dem Unbekannten»<sup>27</sup>. Die ersten «Erfolge» brachten mehr Sorgen als Ermutigungen. Mit der Zeitschrift öffnete sich ein «Beruf», für den ich keinerlei Vorbildung mitbrachte, das Schreiben war mehr Last als Lust – sollte in dessen der Beruf nicht in der Richtung der Berufung liegen? Eine völlige Überraschung brachte Ende 1942 ein Brief aus Kilchberg: die hochherzige Zuwendung der Conrad Ferdinand Meyer-Stiftung. Da war offenbar ein Irrtum unterlaufen – weder lag ja ein Gemälde vor, noch ein Buch, noch eine Sinfonie. Freundlich genug spielte Ernst Hafer in seiner launigen, festlichen Ansprache auf diese unbestreitbare Mangel-lage an. Die Ermunterung gelte diesmal für kommende, zu erhoffende Leistungen, und zwar – auf akademischem Gebiete! «Es ist nicht aller Tage Abend», tröstete darauf Heinrich Zangger meine beglückte Beschämung.

Diese handfeste Erinnerung an Conrad Ferdinand Meyer, so generös, so überlegen,

<sup>28</sup> «Ratio militans», Schweizerische Hochschule, Mai/Juni 1940.

<sup>27</sup> November 1942.

weckte den Wunsch nach einem Wiedersehen mit der roten Haessel-Ausgabe. Sie lag in irgendeiner Kiste, wie die Rede Eduard Korrodis auch. Durch den Zuschuß endlich ein Krösus, sah ich bei Hans Rohr im Fenster einige frühe Bände des Grimmschen Wörterbuches liegen. «Grimm faßt dich», flüsterte es aus dem alten Faust-Umgang, aber was hat es dann noch gekostet, bis auch dieses monumentale Werk komplett im Büchergaden stand!<sup>28</sup>

Im August-Du 1944 erschien der Vorschlag, den leidenden Kindern des Zweiten Weltkrieges ein Dorf langfristiger Erziehungshilfe zu bauen<sup>29</sup>. Seine Verwirklichung in Trogen band auf Jahre hinaus alle nun gesundenden Kräfte. Über den unschuldigsten Opfern der «kämpfenden Götter» blieben diese selbst aber ständig im sorgenden Sinn und so die schwelenden Kohlen der alten Pläne. Sehlich spähte ich durch die immer enger werdenden Luken der alles Wünschen verpanzernden Pflichten nach einem Boten des Wandels aus, um so häufiger, je aussichtsloser alles weiterhin erschien.

#### Gründung des Freundeskreises. Frühling 1951

Und noch einmal kam die Wende. Anfang 1951 erkundigten sich Maja und Carl Bär-Brockmann, Freunde der Schul- und Studienjahre, nach dem Stand der alten Träume. Sie meinten, nun müsse endlich ein Helfer her, der wenigstens das philosophische Archiv aus den Kisten grabe. Klein anfangen, aber anfangen! So formte sich in kürzester Frist der «Freundeskreis des Archivs für genetische Philosophie», der seither mit unwandelbarer Treue die Akademieplanung fördert. Zunächst war nur von einer «technischen Grundlegung»

<sup>28</sup> Der erste Band des Wörterbuches erschien 1854, in Schellings Todesjahr, die letzten Lieferungen fanden sich im März 1961 ein!

<sup>29</sup> Hier sei nochmals auf das erste Kapitel des kleinen Büchleins «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi» (siehe Anm. 1) hingewiesen, das die Zusammenhänge mit der zeitlich älteren Akademieplanung schildert.

die Rede. Georg Almstädt, einer der Freiwilligen des Kinderdorfes, zog für Jahre in unsere nun mit vier Kindern munter aufwachsende Familie und hat mit größtem Geschick und erfindungsreicher Einfühlung das Archiv bis zu seiner heutigen Gestalt in dem von Heinrich Brockmann-Jerosch gebauten Hause am Kapfsteig 44 in Zürich eingerichtet. Mit ihm haben wir die Ver-

und Dilthey. Mehr als im bloßen Zufallsglück begründet sich die Fülle der Fundtreffer im Glück zugewandter Freunde in aller Welt. Was hat nicht allein Fritz Lieb zum Ausbau des Spätidealismus beigetragen, Manfred Schröter, anima candidissima, für Schelling, Felix Meiner für Hegel! Entlegenstes fand Ernst Benz und unser Tübinger Ehrenhofantiquar Hans Sachs. Die



39 Einer der Versuche, philosophische Systeme graphisch darzustellen, gezeichnet von Georg Almstädt. Schema des Ausfaltungspanentheismus – die unvollendete Gottheit (links) entfaltet aus sich die Welt und bleibt, dies umschließend, mehr als sie (rechts).

suche begonnen, philosophische Systeme graphisch darzustellen. Hilfe kam von allen Seiten. Bretter für die Büchergestelle, Schränke für die Manuskripte und die Kartothek, Schaukästen für die Naturalien. Endlich vermochten wir erstmals an einem Orte aufzustellen, was seit den Studienjahren darauf wartete. Des Vergnüglichen gab es genug. Auf einer der eingekellerten Bücherkisten hatten sich vorübergehend drei junge Hunde häuslich eingerichtet und kräftig ihr Revier markiert: unter der Decke, durch die Bretter traf es unter den Meyerschen Klassikern ausgerechnet den für solche Vorfälle Verständigsten – Heinrich Heine!

Jetzt erst begannen wir systematisch die überall zu billigsten Preisen erstandenen Rumpfwerke zu hegen, kleben, pflegen, vor allem aber zu ergänzen: die Kant-Studien, Husserls Jahrbücher, Anton Günthers «Lydia», die Erstgesamtausgaben von Baader, Schelling, Hegel, Franz Hoffmann

Liste der Donatoren läßt sich freudig genug beginnen, aber nur mit dem Gefühl des Unrechttuns abschließen – Hermann Wein, Heinz Heimsoeth, Arnold Gehlen, Richard Neutra, Henriette Forrer, Theodor Ballauff, Fanny Moser, Fritz Medicus, Daniel Brody, Mabel Zuppinger, Heinrich Zangger, Elisabeth Rotten, Konrad Lorenz, Friedrich Witz, Heini Hediger, Elli Franz, Carl Börner, Marie Meierhofer, Guido Jenny, Max Huber, Klara Weber, Willy Türler, Karl Reucker, Ole Risom, Julius Schmidhauser, Wilhelm Keller, Hermann Raschke, Emil Schultheß, Teilhard de Chardin, Leni von Schultheß, Benno Schwabe, Gerbrand Dekker, Horst Fuhrmans, Arthur Bill, Hans Bluntschli, Paul Eipper, Josefine Nettesheim, Maximilian Roesle, Bernhard Rentsch, Eduard Fueter. Wie oft kam ein Gast vorbei, der fand, eines seiner Bücher steht hier am besseren Orte als bei ihm zuhause. Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Da wären besonders die Bücher zu nennen,

Zeitschrift  
für  
spekulative Physik

Herausgegeben  
von  
Schelling.

Zehn Bände erstes Heft

Jena und Leipzig,  
bei Christian Ernst Gabler.  
1800

Kritisches  
Journal der Philosophie

Herausgegeben

Dr. Willh. Joseph Schelling

Dr. Wilhelm Fr. Hegel

Ersten Bandes erstes Stück

Tübingen  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung  
1800.

40 Vier der fünf Zeitschriften, die Schelling herausgab (die fünfte auf S. 56).

Neue Zeitschrift  
für  
speculative Physik

Herausgegeben  
von

F. W. J. Schelling,  
Professor zu Jena.

Schelling

Ersten Bandes erstes Stück

Tübingen,  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung  
1800.

JAHRBÜCHER  
DER  
M E D I C I N  
ALS  
WISSENSCHAFT.

VERFASST  
VON EINER GESELLSCHAFT VON GELEHRTEN

UND HERAUSGEBENDE

A. F. MARCUS UND F. W. J. SCHELLING

Erster Band.

Tübingen  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung  
1800.





H. Faust von der Ford-Foundation, «dann werden die weiteren Gespräche über unsere Hilfe nicht enttäuschen.» Immer wieder fanden sich Stimmen, die das Fatale der großzügigen Tendenz zur einseitigen Förderung der Naturwissenschaften beklagten. Historisch lasse sich das wohl erklären, andererseits habe aber auch bislang die Philosophie ihrerseits keine überzeugenden Projekte vorgelegt. Wiederholt wurde diese als eine verstaubte Landschaft selbstgefälliger Introvertierter geschildert, die ihre Unfähigkeit, mit dem eigenen Golde zu wuchern, durch einen Wald krauser und selbstgeschaffener Mythen verdecken. Es ist nicht mehr das Gelächter der thrakischen Magd, die den Thales in den Brunnen fallen sah, nicht mehr die eher schwermütige Ironie, die sich an das Scheitern des Weltverbesserers Platon knüpft, es ist eine neue Sorge und Einsicht, daß der so geistreich verworfene Stein endlich als der fundierende Eckstein zu begreifen sei. Der schlimmste Mythos liege in der Vergötzung des Denkers als des Einzelnen. Als solcher gehe er kommunikationsarm durch die Welt und spinne dann in seinem Elfenbeinturm alles nur aus sich heraus. Das traf sich mit dem oft vorgetragenen Bilde der heutigen Schulbetriebe, die wie die Türme von San Gimignano nebeneinanderstehen. Dabei sei doch gerade Sokrates der beispielgebende Meister des wahrheitserschließenden Gesprächs gewesen. Man müßte alle ernst zu nehmenden Philosophen wieder in dieses Gespräch bringen, im Willen, die Divergenzen (nicht die echten Antinomien) zu bereinigen. Darum habe das Wagnis ihre Sympathie, der Philosophie die Chance einer Stätte des perennierenden Gesprächs zu geben<sup>30</sup>. Als Leitlinie er-

<sup>30</sup> Karl Jaspers schreibt in seinem «Offenen Brief zum Plan der Akademie», «Neue Schweizer Rundschau», Dezember 1954: «Es ist die Aufgabe der freien Welt, die freie Form zu finden, in der Menschen sich treffen, deren Ernst sich als standfest und deren Begabung sich als zureichend erweist, die gelenkt werden nicht durch einen Menschen, sondern durch

scheine die Idee der ethischen Integration des gesamten Wissens fruchtbar genug.

Die Unterredungen, die ich 1957 auf Einladung des State Department und des Washingtoner Panamerikanischen philosophischen Kongresses in den Vereinigten Staaten führen durfte, gehören zum Glückbringendsten, was mir widerfuhr. Hier war ein ungebrochener Pioniergeist zu spüren, das «you are welcome» für jeden, der überhaupt mit einem Vorschlag aufwartete. Es bedarf der Überholung des geschichtlichen Bestandes aller Gedachten unter den Kantschen Sternfragen: «Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?» Mit seiner Scheidung vom Schulbegriff und Weltbegriff der Philosophie läßt sich neu beginnen. Das Chaos der Sinndeutungen, der mörderische, von niemandem noch voll durchschaute Dogmatismus der kämpfenden Weltanschauungen fordert, daß endlich alle überhaupt brauchbaren Methoden zur möglichen Klärung in den Austrag kommen. Der praktische Blick der Amerikaner sah sofort auf die ökonomische Basis. Es gebe ja gerade so viele Philosophen wie die für sie bezahlten Lehrstühle. Man müsse diesen Typus aus den Universitätspflichten allein herauslösen und den Mut haben, ihn völlig neu zu sehen. Auch wäre es grundfalsch, von einem ersten Versuche Wunder zu erwarten. Das Neue der Situation verlange die gründliche Selbstschulung der Philosophen auf das Hinhörenkönnen, auf das Erlernen des schlichten Gesprächs. Die Esoterie der Schulphilosophie würde dadurch vorerst gar nicht berührt.

eine Idee, die undefiniert in der Entfaltung sich befindet, niemandem und allen gehört.» «Einfach zu sagen, das geistig Große geschieht in der Einsamkeit – es kommt von selbst, oder es bleibt aus – man kann es weder fördern noch hemmen –, das ist leicht und hat nur sich überlegen fühlende Untätigkeit zur Folge. Wer den Gang der Menschheit ein wenig zu spüren glaubt, ist glücklich über Unternehmen, die eine Chance geben und die, auch wenn sie scheitern, kein Unheil zur Folge haben.»

Einmal habe ich die Akademie, wie sie mir äußerlich vorschwebte, in Holz und Stein gesehen. Das war nach dem Besuche der erstaunlichen Atomstädte Oak Ridge in Tennessee und Los Alamos in New Mexico. Es ist das von der Ford-Foundation im kalifornischen Palo Alto erbaute «Humane Campus for the Study of Man». Ob es wohl möglich ist, daß im eigenen Volke das Bild, die Wünschbarkeit, das Sinnfällige einer solchen Stätte in den Herzen und Köpfen Anklang findet? Der bisherige Weg war schwer genug.

Bei der Heimkehr vom amerikanischen Höhenweg verlor ich meinen eigenen ökonomischen Boden: Die Du-Redaktion löste sich auf. Die Hoffnungen um die Lenzburg, um das Eranos-Gelände als Stätten des Künftigen zerbrachen, nicht aber der Kreis der Getreuen um das Archiv<sup>37</sup>. Wenigstens dieses steht stärker da als je. Und seine Horizonte sind so offen wie zu den Zeiten seiner schüchternen, mühseligen Anfänge.

<sup>37</sup> Der letzte «Bericht über den Plan der Akademie» erschien in den «Schweizer Monatsheften», Juni 1960.

## NACHWORT

Einigen Lesern dieses biographischen Versuches sind die Sorgen und Schatten nicht verborgen geblieben, die über seinen letzten Seiten lagern. Der Kreis der Getreuen in der Akademieplanung hat nun sieben Jahre versucht, sich ein Landstück zu sichern, groß genug, um bei den Nachfahren nicht in den Vorwurf mangelnder Voraussicht zu geraten. Wir sind kreuz und quer durch die Heimat gefahren, haben über manch verlockendes Angebot verhandelt, aber schließlich zerschlug sich alles. Nun aber ist der Würfel endlich gefallen, sind die sieben mageren Jahre vorüber. Am 29. August 1962 hat die «Bauhütte der Akademie» in der Gemeinde Uetikon am Zürichsee oben am Pfannenstiel ein Gelände von 22 000 Quadratmetern erstanden, das sich herrlicher gelegen kaum denken läßt. Es ist ein durch Waldschutz eingegrenztes Plateau mit dem klassischen Blick auf den See und hinüber nach dem Rigi, bei guter Fernsicht bis zu den bernischen

Bergriesen des Jungfraumassives. Der Kauf mußte überstürzt erfolgen, aber die starken Helfer erstanden uns diesmal wie über Nacht. Die Verhandlungen mit den Gemeinden Uetikon und Meilen, ebenso mit den kantonalen Behörden wegen der Bauwilligung haben in einem freundschaftlichen Geiste begonnen.

Die Bauhüttenvereinigung hat am 27. Oktober anlässlich ihrer wohlbesuchten Mitgliederversammlung das Gelände begangen und in Erlenbach den Kauf bestätigt. Damit sind nun alle Grundbuchformalitäten erfüllt: die Akademie besitzt ihr so heiß umworbenes Land. Mit diesem äußeren Wandel der Dinge hat sich auch die innere Lage schlagartig verändert: die Jahre der grau-sam schweren Landsuche liegen hinter uns, nun kann sich alles auf den Bau konzentrieren. Die amerikanischen Freunde wurden orientiert, ihre Freude vereint sich mit der unseren. Ich danke allen Kameraden dieses dornenvollen Weges aus ganzem Her-

zen für ihre Treue, ihre nimmermüde Hilfe, ihre selbstlose Arbeit, für ihren unerschütterlichen, mittragenden Glauben. Es wird nun Zeit, diese jüngsten Vorgänge ausführlicher darzustellen, das soll baldmöglichst geschehen. Alles ist in neuen Fluß geraten, die Fronten ziehen sich zusammen, alles gruppiert sich nun um das still wartende Land.

Im Namen der Dorfgemeinschaft des Kinderdorfes schrieb Arthur Bill an die Mitgliederversammlung: «Aus dem Kinderdorf

hier im Sonderdruck. Albert Bettex, der sie anregte, sei nochmals für seine hegende Geduld gedankt. Das Echo blieb nicht aus. Diesmal wurden dem Archiv nicht einzelne Bücher, sondern ganze Bibliotheken geschenkt. Frühe Ahnungen beginnen sich zu erfüllen. Der Kapf vermag die einströmenden Schätze nicht mehr zu fassen. Ein Neubau des Archives drängt sich nun gebieterisch auf.

Wenigstens ein kostbares Blatt soll aber doch noch seine Faksimilisierung finden.

*JA der Globe von 1831  
sich bei mir befinden:  
oder wo befindet er sich?  
auf welchem ist zu bestimmen,  
H. J. 3. Nr.  
1831.*

*J*

Pestalozzi, jener aus der Not der Zeit und im Rahmen der Kinderhilfe vorweggenommenen Verwirklichung eines Grundanliegens des Akademieplanes entbieten wir Ihnen, den Trägern und Gründern der Akademie, die herzlichsten Glückwünsche! Wir alle hoffen mit Ihnen, daß sich die vielen Jahre geduldigen Planens und zuversichtlichen Ausharrens lohnen werden und daß Sie mit erneuerten Kräften eine Freude und gewiß auch Sorgen bringende Akademiemannzeit eröffnen werden.»

Karl Jaspers gratulierte in einem Telegramm: «Herzliche Glückwünsche zum Erfolg Ihrer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit und für das weitere Gelingen des Unternehmens.»

\*  
Die beiden Aufsätze im «Librarium» (Hefte I und II des Jahres 1962) erscheinen

eine Notiz Goethes, wenige Monate vor seinem Tode. Wir verdanken sie dem lieben Freunde Willy Türler mit anderen Briefen von Karl August, Albert Anker, Carl Spitteler, Briefen und Manuskripten von Theodor Däubler.

Auf dem harterrungenen Gelände soll nun die Akademie erstehen, als eine Stätte der Forschung, eine Stätte der Anstrengung aller wissenschaftlichen Mittel und Methoden, zu erkennen, was den Geist in den Ungeist treibt, die uns Menschen mögliche Klarheit immer wieder verdunkelt, was den Menschen entmenschet, das ständige Schlittern in die Reusen der Verhängnisse ermöglicht. Eine Stätte der Freiheit und Wahrheit, eine Republik der Suchenden. Trage jeder, der an den Sinn einer solchen Mühe glaubt, dazu bei, was ihm beizutragen möglich ist.